

Kristin Höller, Schöner als überall

Unterrichtsideen Kees van Eunen

Seit vielen Jahren organisiert die Deutsche Internationale Schule in Den Haag einen literarischen Übersetzungswettbewerb für OberstufenschülerInnen in den Niederlanden. Diesmal geht es um einen Text aus dem Erstlingsroman der jungen deutschen Autorin *Kristin Höller, Schöner als überall* (2019). Bei der Preisverleihung zum Wettbewerb am 21. April 2021 wird sie in Den Haag mit dabei sein. Und du, wenn du beim Wettbewerb mitmachst, vielleicht auch, wenn du zu den GewinnerInnen gehörst!

Mit Hilfe der folgenden Aufgaben stellen wir dir den Roman vor. Die Aufgaben sind in drei Gruppen sortiert: *vor dem Lesen – Lesephase – nach dem Lesen*.

Viel Spaß gewünscht mit Kristin Höllers Roman. Und viel Glück, wenn du beim Wettbewerb mitmachst!



VOR DEM LESEN

1) In einem kurzen Video beantwortet die Autorin 6 Fragen über diesen Roman:

https://www.suhrkamp.de/mediathek/kristin_hoeller_ueber_ihren_roman_schoener_als_ueberall_1569.html.



Notiere in Stichworten die 6 Fragen und Kristin Höllers Antworten darauf (wahlweise auf Deutsch oder Niederländisch)

Die 6 Fragen	Kristin Höllers Antworten
1	
2	
3	
4	
5	
6	

LESEPHASE

2) Lies den Beginn des Romans (S. 7-9) und beantworte folgende Fragen:

- Wer ist Noah?
- Wer ist die Ich-Person?

Wer von den beiden ist sozusagen der ‚Chef‘? Woran siehst du das?

Noah	Ich-Person

- Was ist mit dem Speer im Laderaum des Transporters?
- Wie stellst du dir den Transporter vor? Umkreise das am besten passende Foto.



S. 7-9

Unten vor der Tür steht ein Transporter. Der Speer muss weg, sagt Noah, er muss weg, steig ein, los, steig ein! Ich sage, gut, ist ja gut, wir machen das, entspann dich, und Noah rennt um das Auto herum und hastet hinters Lenkrad. Unsere Türen knallen zeitgleich, der Motor ist so laut in der Nacht, es ist noch ganz warm. Noah wendet, er blinkt, er gibt Gas, er atmet zu schnell. Ich weiß nicht, was tun bei so viel Aufregung, und darum sage ich erst nichts, bis sich alles beruhigt hat, halbwegs. Die Straßen in der Stadt sind auch jetzt noch ganz voll, wir halten an vier Ampeln, bis wir raus sind. Noahs Finger umschließen den Schaltknüppel, als wäre er ein Schatz, eine Goldkugel, die er nie mehr aus der Hand geben darf.

Dann die Autobahn. Ich denke an den Speer im Laderaum, wie er da liegt hinter uns, lang und glänzend und mit der scharfen Kante vorne, an der sich Noah letzte Nacht die Hand blutig gerissen hat. Nicht schlimm, hat er gesagt, ich komm schon klar, aber das stimmt nicht. Noah kommt nicht klar, gerade und gestern Nacht nicht und eigentlich auch den ganzen langen Tag heute. Noah hat Flecken unter den Armen und eine fettglänzende Stirn, er sieht schlecht aus und ungewohnt. Dabei ist es gar nicht so tragisch, ich würde sogar behaupten, all das ist eine Überreaktion, eine einzige lächerliche Übertreibung, weil Noah langweilig geworden ist und er etwas Drama braucht. Weil eine Zeitlang so viel passiert ist in seinem Leben und nun eben nicht mehr, und damit muss man sich auch erst mal abfinden, und ich glaube nicht, dass er das schon getan hat, und darum vielleicht jetzt das hier.

Ich habe meine Jacke vergessen, sage ich, weil es stimmt. Ich hatte ja kaum Zeit zum Packen, als Noah angerufen hat um kurz vor elf und gesagt, das mit dem Speer müsse jetzt ganz schnell gehen und darum auch das Auto. Da habe ich nur das Nötigste genommen, also Handy, Geld, eine Packung NicNacs und sonst nichts, weil mir nie einfällt, was mir wichtig ist, wenn es darauf ankommt. Und so habe ich die Jacke vergessen, aber das macht nichts, denn es ist ja warm, und es wird warm bleiben die nächsten Stunden; es ist eine Sommernacht, schließlich.

Als wir auf die Autobahn auffahren, frage ich Noah, wo er hin will. Er sagt, dass ihm das egal ist, Hauptsache, niemand sieht diesen verdammten Speer je wieder, am besten irgendwo versenken, vergraben, verbrennen. Verbrennen geht nicht, sage ich, das ist ja Bronze, weißt du, der würde nur heiß werden. Ja, sagt er, das weiß ich auch, sagt er, war nur ein Scherz. Er sieht nicht aus, als sei ihm nach Scherzen, aber das ist nicht neu in letzter Zeit. Ich weiß noch, dass das anders war, früher, als wir Kinder waren und zusammen mit den Kaulquappen in den Pfützen gespielt haben, oder auch noch vor ein paar Monaten, als alles gut lief bei ihm und das Geld auf ihn einprasselte wie billige Bonbons bei Karnevalsumzügen, wie damals, wie dort, wo wir herkommen.

Noah weiß immer wohin, außer jetzt. Jetzt fährt er einfach drauflos, fährt auf der linken Spur und wartet, bis der Tank leer ist - der Tank ist noch ziemlich voll. Ich frage, ob nicht hundert Kilometer reichen, ich meine, hundert Kilometer, wer soll denn danach suchen, das ist doch letzten Endes auch nur Altmetall, wenn man es mal so sieht, oder?, aber Noah schüttelt nur den Kopf und sagt, er muss ganz, ganz sichergehen, denn wenn das rauskommt, dann ist er im Arsch, komplett im Arsch, also wirklich, hundert Prozent. Ich sage, ich weiß ja nicht, so schlimm wird es schon nicht... aber dann wird Noah richtig wild und brüllt, dass ich davon doch keine Ahnung habe und jetzt bitte einfach nur den Mund halten soll, und das tue ich, weil er womöglich recht hat und mein Kopf plötzlich so schwer wird, dass ich ihn anlehnen muss, unbedingt.

In: Kristin Höller, *Schöner als überall*, S. 7-9
© Suhrkamp Verlag Berlin, 2019
ISBN 978-3-518-46995-8

3) Noah und die Ich-Person sind auf einer Party, irgendwo in München, wo die beiden studieren. Noah ist bekannt geworden, weil er vor zwei Jahren in einem Film gespielt hat. Er geht gerne zu Partys. So auch hier.

Lies das folgende Fragment (S. 13-15) und bearbeite dann die Aufgaben 4, 5 und 6.

S. 13-15

Die Hälfte der Menschen auf solchen Partys ist über vierzig und wichtig, die andere Hälfte ist jung und schön oder sonst irgendwie bemerkenswert. Dann gibt es noch mich; ich bin nichts davon, aber niemand traut sich, mich zu fragen, was ich hier mache. Ich komme mit Noah, das ist meine Absicherung für den Abend. Bei den Jungen sind immer ein paar dabei, die sich schon zu erwachsen fühlen, obwohl sie es noch gar nicht sind, und die darum ganz versessen darauf sind, junge, verrückte Dinge zu tun.

Das hat deshalb gepasst, als Noah plötzlich geschrien hat, Taxi, Taxi, und dabei mit seinen Armen gefuchelt, als wäre er ein Kind und jetzt endlich Schulferien, und es ging etwas durch die Menschen, wie Elektrizität, und sie riefen auch: Taxi, ja, los. Ich habe Noah gefragt, wo er denn hin will heute Abend, und er hat nur noch lauter geschrien in mein Gesicht, die Mundwinkel rot von Wein, und ist rausgestürmt und zehn Leute hinter ihm her. Noah hat zwei Großraumtaxis bestellt, und wir sind eingestiegen und gefahren, immer weiter gefahren durch die Nacht, bis Noah plötzlich halt geschrien hat, halt! Stehen bleiben, hier.

Das war der Königsplatz, groß und leer und schwarz, und wir sind alle raus und standen da, und es war so eine Weite, dass einem ganz schwindelig werden musste. Dann ist Noah losgerannt, über die getrimmten Rasenflächen und immer auf die Athene zu, auf die große, bronzene Athene auf dem Sockel, die da so eisern stand. Wer zuerst oben ist, hat er gerufen, und ich habe noch gedacht, was meint er nur damit, wo denn hoch?, aber da sind alle schon gerannt wie völlig von Sinnen und ich dann hinterher. Wie wir so gelaufen sind über das weite Feld, mitten in der Nacht, mitten in der Stadt, da hab ich wieder gespürt, warum Noah es geschafft hat bis hierher und warum alle das wussten, immer schon. Wenn Noah rennt, dann rennen sie ihm hinterher, folgen ihm überallhin, weil er so einladend läuft und so charmant aussieht dabei und weil er einfach in den Köpfen herumzündelt, bis alle voller Feuer sind für ihn, obwohl er nicht mal ihre Namen kennt. Und so auch gestern Nacht, sie sind gerannt mit wackligen Füßen, den Alkohol bis unter die Stirn, und haben gejauchzt und die Arme hochgeworfen und sich endlich ganz furchtbar wahrhaftig gefühlt.

Das sind drei Meter, hab ich gesagt, als wir unten standen, mindestens, also mindestens zweieinhalb, komm doch da runter, bitte. Aber Noah wollte nicht und stand schon auf dem Sockel, und die Mädchen klatschten in die feinen Hände und lachten und setzten Weinflaschen an die schönen Münder.

Ich habe Angst gehabt um Noah, keine richtige Angst, eher eine Sorge, berechtigt, denn es war hoch dort oben, und er war betrunken, aber ich habe nichts mehr gesagt, ich meine, er ist erwachsen und berühmt, und er muss das alles selbst wissen. Und dann wollte er noch weiter hoch, wollte auf die Statue, weil alle so geschrien haben und ihn angefeuert, und er hat sich am Speer festgehalten, den die Athene in der linken Hand hält, und seine Füße gegen das Statuenbein gestemmt, und dann ist es passiert.

Er ist einfach abgebrochen, der Speer, gleich oben an ihrer Hand, und Noah ist runtergefallen wie ein Tier, wie ein Insekt mit dem Bauch nach oben. Er hat dagelegen im Schotter, den Bronzestab neben sich, und hat ganz gepresst geklungen. Ich bin hin zu ihm und auf die Knie, aber er hat gesagt,

dass alles in Ordnung sei, wirklich, das geht schon, und dann ist er aufgesprungen und hat die Arme hochgerissen wie bei der Tour de France. Es ist, hat er gerufen, es ist alles in Ordnung! Und die Mädchen haben gejubelt und sind herumgehüpft, und alle waren ausgelassen. Ich hab gesehen, dass er Schmerzen hat, hinten an der Schulter, auch wenn er das nicht zeigen wollte, aber er hat sein Gelenk immer so nach hinten gekugelt, heimlich. Noah hat sich also nichts anmerken lassen, sondern einfach ein Ende des Speeres angehoben und sich dann auch noch geschnitten dabei an der scharfen Kante, da war Blut an seiner Hand. Das haben auch die anderen gesehen und diesen riesigen Speer hochgehoben, alle haben mitangefasst, obwohl er so schwer doch gar nicht sein konnte. Ich war betrunken, ein bisschen, aber ich weiß, dass ich nach oben geschaut habe in diesem Moment und die Speerspitze gesehen habe, wie sie traurig aus Athenes Hand herauslugte, und ich habe da schon gedacht, dass das ganz bestimmt Ärger gibt, aber ich wollte nichts sagen, weil Noah gerade einen Lauf hatte, genau in diesem Moment.

Sie haben den Speer über den Platz getragen, alle hielten sich daran fest; die Mädchen platzierten ihre Hände auf der Bronze und trippelten nebenher, dass es aussah wie an einer Ballettstange.

In: Kristin Höller, *Schöner als überall*, S. 13-15
© Suhrkamp Verlag Berlin, 2019
ISBN 978-3-518-46995-8



4) Hier ist ein Foto der bronzenen Athene auf dem Königsplatz.

Umkreise, was durch Noahs Aktion kaputtgegangen ist.

5) Wie sieht der Königsplatz in München aus? [Checke auf Wikipedia.](#)

Bild vom Königsplatz München

6) Stelle dir vor, Noah muss vor Gericht kommen. **Wie lautet die Anklage, wie das Urteil?**

7) Lies das nächste Textfragment (S. 22-25). Die beiden fahren mit dem Transporter nordwärts, zu ihrem Heimatort. Der Ort wird nicht genannt.

Checke, was darüber im Text zu finden ist. Suche auf einer Karte einen Ort, der möglicherweise passen könnte.

Der Ort könnte sein:

Argumente dafür:

.....
.....

8) Die Ich-Person kommt zu Hause an. **Wie ist das Verhältnis mit den Eltern, vermutest du? Notiere positive und negative Punkte.**

Positiv:

.....

Negativ:

.....

S. 22-25

Als wir das Ortsschild sehen, ist es früh, aber hell und Samstag. Samstag, das ist hier etwas anderes als in der Stadt. Für uns ist jeder Tag gleich, oder ähnlich zumindest, aber hier, da ist der Samstag das Wochenziel, ein Wunschtage. Es gibt Leute, die essen nur am Wochenende Brötchen, und da kriegt der Samstag direkt ein ganz anderes Gewicht. Der Samstag früher hat sich angefühlt, als sei alles möglich, als könne man fahren, wohin man will, und tun, was man will, und vielleicht sogar über Nacht bleiben. Der Sonntag ist nicht so gewesen, der Sonntag war immer scheiße, denn da hatte alles zu, und der nächste Tag war immer ein Montag, und das war ein Gefühl wie kurz vor dem Ende der Welt.

Der Ort hier fühlt sich auch an wie das Ende der Welt, jetzt und jedes Mal, wenn ich zurückkomme. Das ist nicht sehr oft, dreimal im Jahr vielleicht, und immer nur höchstens eine Woche. Die Autobahn macht einen Bogen um die Stadt, wir fahren drum herum, wir gehören nicht dazu. Wir nehmen die nächste Ausfahrt, und dann kommt die Landstraße und die Fenchelfelder, die so nach Anis riechen am Ende des Sommers, und irgendwann sehen wir die Fabrik für Tiefkühlkost, die unter den Strommasten steht. Es ist eine komische Gegend hier. Wir sind nicht auf dem Land, dafür ist zu viel Beton überall, wir sind nicht in der Stadt, denn hier ist ja nichts, wir sind irgendwo dazwischen, wo man nirgends hinkommt ohne Auto, eine Zwischengegend. Hier wohnen Menschen, die in der Stadt arbeiten und im Grünen leben wollen, aber weit genug rausgetraut haben sie sich nicht. So grün ist es nämlich gar nicht, dafür alles verkehrsberuhigt und flach, und man kann von überall aus sehr weit sehen. In Noahs Zimmer konnte man nachts bei Sturm die Planen auf den Feldern rauschen hören, und es klang wie das Meer, im Halbschlaf.

Hier gibt es keine Geschäfte, bloß einen Friseur und einen Bäcker. Der hat jetzt schon auf, und darum sage ich, stopp, wir können Brötchen holen. Wir parken und gehen rein, und die Frau hinterm

Tresen sieht aus, wie eine Bäckereifachverkäuferin eben aussieht, und deshalb kommt sie mir bekannt vor, aber in Wirklichkeit habe ich sie noch nie gesehen. Das hier ist kein Ort, wo man überall gesagt bekommt, wie groß man geworden ist, und dazu vielleicht eine Scheibe Fleischwurst geschenkt kriegt, so ist es hier nicht. Ich kaufe eine Tüte Brötchen voll, wahllos durcheinander, und Noah fährt mich heim. Meine Eltern wohnen in einem Reihenhaus, auf den Gardinen sind kleine Mohnblumen, immer schon, und vor der Haustür eine blaugetöpferte Schnecke. Vom hinteren Garten aus kann man auf Noahs Haus blicken, das Haus seiner Eltern, die beide Architekten sind, und das sieht man. Es steht auf einer Anhöhe, damit alle es ständig angucken müssen, es ist groß mit viel zu vielen Fenstern und überhaupt zu viel Glas. Das Haus ist ein moderner Königspalast, und man kann drinnen vor der Fensterfront stehen und auf alles hinabschauen.

Der Speer, sagt Noah, als wir halten, der muss heute noch weg. Ja, sage ich, klar, und bin plötzlich wieder ganz müde. Wir sehen uns später, wenn ich geschlafen habe, sagt Noah, und ich sage wieder ja, und die Tür schlägt zu. Dann stehe ich allein vor der Häuserreihe, es ist sechs Uhr morgens ungefähr, und ich habe nichts dabei. Ich stehe da im T-Shirt und mit hängenden Armen, in der rechten Hand eine Brötchentüte und sonst nichts. Das ist alles sehr fremd. Wenn ich sonst herkomme, dann habe ich einen Rucksack dabei oder sogar einen Koffer, und meine Eltern holen mich mit dem Auto vom Bahnhof ab und haben gekocht für mich, und es fühlt sich ganz, ganz anders an als jetzt. Die Vorhänge im Schlafzimmer sind noch zu, natürlich, heute ist Samstag. Es gibt keine Geräusche, nur die Vögel in den Thujahecken. Die Klingel schellt viel lauter als sonst. Der Ton bleibt in der Luft hängen, nichts passiert. Ich klinge noch mal, nichts passiert. Ich gehe ein paar Schritte zurück und rufe, Mama, aber nicht so laut, wie ich eigentlich könnte, denn es ist früh, und ich will keine Unruhe machen. Dann klinge ich noch mal, noch ein letztes Mal, und dann guckt der Kopf meiner Mutter oben aus dem Fenster, zerdrückt und klein. Sie schaut herum mit Maulwurfsaugen und sieht mich, wie ich unten stehe, und sie wird ganz aufgeregt und ruft, Martin, was ist passiert?, und dreht sich um und ruft ins Zimmer, es ist Martin, Martin ist da, steh auf, und dann verschwindet ihr Kopf und lugt gleich darauf unten aus der Tür. Ich sehe ihre Blinzelaugen und die plattgedrückten Wirbel am Hinterkopf, der Schlaf macht sie noch ganz neblig von innen. Von Freitag auf Samstag schläft sie immer, als wäre sie tot oder zumindest, als würde sie nie wieder aufwachen. Sie fragt: Was ist passiert? Sie fragt nicht, wie ich hergekommen bin und warum ich nur eine Brötchentüte bei mir trage, warum ich nicht vorher angerufen habe, sie fragt nur wieder: Was ist passiert? Es ist alles gut, sage ich, lass uns reingehen, Mama. Darauf bewegt sie ihren dünnen Körper aus der Tür, emsig fast, und macht mir Platz.

Drinnen ist alles wie immer, ja wirklich, alles sieht ganz genauso aus wie im Winter, als ich das letzte Mal hier war, die Fotos, der Läufer, der Bücherstapel auf der Kommode, die komischen holländischen Gouda-Schuhe an der Wand, alles sieht aus wie sonst. Ich bin ganz schwach, vielleicht der Schlafmangel, vielleicht immer noch der Kater von gestern, jedenfalls fühle ich mich auf einmal so völlig angekommen hier, und darum bleibe ich stehen in der offenen Tür und drücke meine Mutter fest an mich, ganz fest, und atme ihren Schlafgeruch wie früher, als ich klein war. Sie steht da, auf Zehenspitzen in ihrem zweiteiligen Pyjama, legt ihre Arme um mich, klopft mir auf den Rücken, lacht erst und sagt dann: Was ist denn mit dir? Und als ich nicht antworte, sagt sie bloß, es wird alles gut, Martin, alles. Ich frage mich, wann es das letzte Mal gut war bei mir, und denke, dass das sehr lange her ist. Ich muss mich hinlegen, sage ich. Sie nickt und löst sich von mir, sie geht mir gerade bis zur Schulter, wenn wir so voreinander stehen.

In: Kristin Höller, *Schöner als überall*, S. 22-25
© Suhrkamp Verlag Berlin, 2019
ISBN 978-3-518-46995-8

9) Auch Noahs Familie wird beschrieben, auf S. 30. **Wie? Notiere positive und negative Punkte.**

Positiv:

.....

Negativ:

.....

S. 30

Ich male mir aus, wie Noah zweihundert Meter weiter auch auf einer Terrasse sitzt, aber auf teurem Teakholz, und seine Eltern tragen weiße, grobfaserige Leinenhemden und seine Mutter dazu handgefertigten Goldschmuck, und alle essen von dünnem blassen Porzellan. Ich stelle mir vor, wie Noah alles seinen Eltern erklärt, auch ohne den Speer zu erwähnen, natürlich, und wie die sich dann besorgt über die angebräunte Haut streichen und an seinen Film denken, und dabei sehen sie alle aus wie in einem Katalog. Die Rolle kam durch seinen Vater, weil der wen kannte, und deshalb durfte Noah zum Casting, und darum mag der Vater jetzt nicht hören, dass es schlecht läuft. Es darf überhaupt nichts schlecht laufen, es muss immer alles ein Glanz sein, und bei Noahs vielen Schwestern hat das auch gut geklappt. Bis jetzt ist Noah immer der Prinz gewesen, wenn er zurückkam, er wurde empfangen und hat Grillpartys unterhalten mit seinen Geschichten, und seine Eltern haben immer am lautesten gelacht und alles sehr erfreulich gefunden. Jetzt so zurückzukommen, ohne selbst zu wissen, warum, und ohne Pläne für die Zukunft, das muss sehr schlimm sein für ihn.

In: Kristin Höller, *Schöner als überall*, S. 30
© Suhrkamp Verlag Berlin, 2019
ISBN 978-3-518-46995-8

10) Immer noch liegt der Speer hinten im Transporter. Noah will ihn weg haben. Die beiden fahren zu einer Kiesgrube in der Nähe.

Lies das Fragment (S. 36-38).

Was machen die beiden genau? Notiere in Stichworten:

Zuerst:

Dann:

Schließlich:

S. 36-38

... wir entsorgen den jetzt zusammen, wieso fragst du überhaupt? Ich sage, ja, ist ja gut, weil ich merke, wie ihn das verrückt macht mit dem Speer, letzte Nacht schon vor meiner Tür, und ich will, dass er runterkommt. Ich denke, er hat sich da reingesteigert, ich meine, das ist doch ein Wahnsinn, in München eine Stange klauen und die dann ausgerechnet hier in eine Kiesgrube ... aber Noah ist stur bei sowas und bei allem.

In der Kiesgrube kann man baden, aber die Kiesgrube ist kein normaler See. Da wird Sand abgebaut und eben dieser Splitt und dann irgendwohin verkauft, wo man ihn braucht, für Beachvolleyballfelder zum Beispiel oder Aquarien. Jedenfalls sieht der See darum sehr komisch aus, denn auf der einen Seite ist ganz viel Natur an den Rändern, mit Bäumen und Gras und ein bisschen Strand, und auf der anderen Seite ist alles brach, wie auf einer Baustelle. Wenn man auf der Naturseite am Wasser liegt, dann schaut man auf riesige gelbe Kräne und auf Bagger, die Steinberge hin und her schütten. Das Wasser ist ganz blau, so blau, Mugo hat immer gesagt, da ist irgendwie Chemie drin. Eigentlich ist baden hier verboten, und die meisten kommen unter der Woche nicht her wegen der Wasserpumpe, die läuft an Werktagen von acht bis siebzehn Uhr und brummt wie eine Waschmaschine, und das können viele nicht hören, aber uns ist das immer egal gewesen, und ich mag Geräusche sowieso.

Jetzt ist die Straße zum Ufer voller parkender Autos, denn es ist Wochenende und Sommer, und das hier ist der einzige See in der Nähe. Wir fahren mit dem Transporter

so nah ans Wasser wie möglich, aber das ist immer noch nicht nah genug, denn es darf niemand sehen, wie wir diese Stange herumtragen wie zwei absolut Irre. Es gibt große Buchten, da sitzen Menschen auf Klappstühlen und bräunen ihre Sonntagsbäuche, da können wir nicht hin. Wir tragen den Speer tief am Boden ins Dickicht, einen kleinen Kurvenpfad entlang, dort, wo niemand hinschaut hoffentlich. Der Speer gleitet ins Wasser ohne ein einziges Geräusch. Wir waten mit nackten Füßen noch ein Stück weit raus und geben ihm den letzten Schwung, denn es gibt diese Kante, drei Meter hinter dem Ufer, da geht es ganz plötzlich steil runter, und es wird sehr tief, und dort soll er rein, da soll er für immer verschwinden. Wir stoßen ihn ab, dann ist er weg. Wir können ihn nicht mehr erkennen im Dunkel vor uns, aber das ist gut. Niemand soll ihn sehen, nicht wir, nicht jemand anders.

Ich schaue Noah an aus den Augenwinkeln, ich sehe, wie er nickt, wie er die Hände an seiner Shorts trocknet, wie er auf die Kräne und die Laster schaut auf der anderen Seite. Wir sind weit gefahren für diesen Moment, und jetzt ging alles sehr schnell. Ich habe mir das feierlicher vorgestellt.

Noah sagt, es kommen noch ein paar Leute gleich, Acki bringt Bier mit. Cool, sage ich und denke an Acki und Kit-kat und Renata und die anderen, wie lange das her ist und wie gleich geblieben. Wenn Noah anruft, dann kommen sie an die Grube, das war in der Zehnten schon so, das wird immer so bleiben, egal, wie viele Jahre vergehen. Ich frage mich manchmal, wie es dazu gekommen ist, zu Noah und mir, warum er so viele Leute kennt, und trotzdem waren da von Anfang an immer nur wir beide, wenn es ernst wurde, der Rest war Drumherum.

Wir gehen wieder an den Rand zurück, nur unsere Zehen stochern noch im Wasser. Ich lege Noah eine Hand auf den Rücken, er ist fest und warm, wie man sich das vorstellt. Noah schubst mich an, und wir straucheln und schlenkern mit den Armen, unsere Füße wühlen den Sand auf. Ich muss auch

an Mugo denken, dass sie nicht kommen wird heute Abend und dass es schon zwei Jahre sind mittlerweile, und trotzdem reichen ein bisschen Sand um die Füße und der Blick auf die Schuttberge gegenüber, und alles ist wieder im Kopf und im Bauch. Ich muss an ihre weichen Kniekehlen denken und wie sie hier im Wasser stand, bloß ein paar Meter weiter, und da kommt eine Traurigkeit hervor, wie ich sie sonst nur nachts habe, in den schlimmen Nächten. Ich muss mich schütteln, damit es nicht wehtut, ich belaste meine Fußballen und dann wieder nicht, aber die Gedanken bleiben.

In: Kristin Höller, *Schöner als überall*, S. 36-38
© Suhrkamp Verlag Berlin, 2019
ISBN 978-3-518-46995-8

11) Die Ich-Person bleibt nicht auf der Party mit den alten Freunden und Freundinnen von früher. Er geht - zu Fuß – zu der Tankstelle am Ortsrand, wo seine frühere Freundin Mugo jetzt arbeitet. Sie steht drinnen an der Kasse.

Lies das Textfragment (S. 55-63). Notiere alles, was man darin über Mugo erfährt.

Mugo

S. 55-63

Für die Strecke braucht man neununddreißig Minuten, aber ich bin meistens schneller als Google Maps, weil meine Beine so lang sind, es sei denn, ich verlaufe mich. Das kommt aber nicht in Frage, denn die Straße ist gerade und es ist alles sehr leicht zu finden, zumindest für mich, denn ich kenne die Wege hier, seit ich geboren bin. Es ist komisch, hier entlangzulaufen, im Dunkeln durch die Stille, links und rechts von mir die Fenchelfelder, die nach Anis duften und wedeln, bei Wind. Es ist auch komisch, weil ich weiß, wie schnell ich auf der Landstraße fahre, wenn ich allein bin im Auto, ich bin schneller, als es die Schilder erlauben, und manchmal, wenn im Radio etwas mit viel Bass läuft, mache ich kurz die Augen zu. Darum habe ich jedes Mal ein bisschen Angst, wenn ein Auto kommt, denn man erwartet mich ja nicht in der Dunkelheit, und vielleicht machen das hier alle so. Obwohl, richtige Angst ist es nicht, denn ich habe nur zwei richtige Ängste, nämlich Röntgenstrahlen und Schimmel. Mugo hat mal erzählt, dass sie früher Meeresforscherin werden wollte, doch dann hat sie einen Dokumentarfilm gesehen, und ihr ist aufgefallen, wie gruslig es ist dort unten, und dann wollte sie das nicht mehr mit dem Forschen. Ich weiß noch, dass ich mich gewundert habe, damals, denn Mugo war ja so mutig bei allem, aber das mit dem Meeresgrund war wohl eine spezielle Sache.

Wie ich so laufe, ist es eigentlich die ganze Zeit das Gleiche - die Beine, der Asphalt, der weiße Streifen -, und darum kann ich an nichts als Mugo denken, weil es ja nichts gibt, was mich ablenkt.

Als sie auf einmal da war, war ich sechzehn, ungefähr. Der Sommer war fast vorbei, es waren späte Ferien, und als wir wieder in die Schule mussten, lagen auf den Straßen schon die ersten Blätter in Gelb und Orange, als würde alles schreien, das ist das Ende, das Ende von allem. Es kam dann aber keine Apokalypse, sondern nur der erste Schultag, aber der war auch scheiße, weil alles neu

gemischt wurde nach Interessen, und mir war leider aufgefallen, dass ich gar nicht wusste, was meine Interessen sind, und darum bin ich einfach in irgendeinen Kurs gegangen. Da saß dann Mugo, und sie war ganz offensichtlich neu, denn die Plätze neben ihr waren frei, links und rechts. Als ich reinkam, hat sie mich fixiert mit ihren Augen, fast wie mit einem Schraubstock, und dann war ich kurz mutiger als jemals sonst und habe mich neben sie gesetzt. Erst war es still, aber dann hat sie ihre große Hand ausgestreckt, mit geradem Ellbogen, und gesagt, ich bin Mugo, und sonst nichts. Ich habe meinen Namen gesagt und ihre Hand geschüttelt, wie sie das erwartet hat, vermutlich, und dann habe ich sie gefragt, was das für ein Name ist, Mugo, und sie hat gesagt, na ja, eigentlich Maria, aber Mugo ist besser, Mugo wie Mutter Gottes.

Wie ich hier laufe in ihre Richtung und gleichzeitig zurückdenke, kommt es mir vor, als wäre da schon die Entscheidung gefallen, am allerersten Tag, in der allerersten Minute, als wäre schon alles abgemacht gewesen. Das ist sicher ein Irrtum, aber lange hat es nicht gedauert, ein paar Wochen, maximal. Ich habe sehr schnell gemerkt, wie klug sie ist, und alle anderen auch. Warum warst du eigentlich auf der Hauptschule bis jetzt?, habe ich sie mal gefragt in der Pause, denn es war mir ein Rätsel: Sie war in allem schneller und besser als wir. Wo ich herkomme, da ist es eine Überraschung, wenn man schlau ist, hat sie damals gesagt, da wo du herkommst, ist es genau andersrum, weißt du?

Ich stelle mir vor, wie sie in der Tanke steht, hinter der Theke, vielleicht sogar mit einer Kappe mit Logo drauf. Ich frage mich, wie sie jetzt aussieht, denn in meinem Kopf bleibt sie immer gleich. In meinem Kopf trägt sie immer noch Turnschuhe und Hemden und die Haare offen und lang und hat immer noch dieselben tropfgroßen Augen mit den kleinen Punkten um die Pupillen. Ich weiß nicht, was ich jetzt erwarte: ob ich hoffe, dass sie da ist heute Nacht, oder eben das Gegenteil. Das war auch wieder so eine wahnsinnige Idee, einfach loszulaufen, aber dann denke ich wieder an Noah und vorgestern Nacht, und da ist das hier nichts gegen. Wenn sie dort ist, was soll ich ihr dann sagen?

Es ist lange her, dass ich hier das letzte Mal langgelaufen bin, denn eigentlich ist es viel zu weit, aber gerade ist es genau richtig. Ich brauche noch etwas Zeit, um mich auf das vorzubereiten, was jetzt kommt, vielleicht. Ich meine, ich habe fast zwei lange Jahre Zeit gehabt, und ich habe immer gewusst, dass ich sie irgendwann mal wiedersehe, aber trotzdem kommt das unerwartet: jetzt, hier, heute, ich weiß nicht.

Das erinnert mich an etwas, das habe ich letztens irgendwo gelesen: Es gibt ein Dorf in Schottland, das hatte einen Strand bis in die Achtzigerjahre, aber er wurde immer kleiner, bis er irgendwann ganz verschwunden war. Und dann, dreißig Jahre später, an irgendeinem Morgen im Herbst, war der Strand plötzlich wieder da. Er klebte einfach wieder an der Küste dran, und alle waren glücklich. So ähnlich ist das mit Mugo, denn sie hat sich sehr lange sehr weit weg angefühlt, und jetzt, von einem Moment auf den anderen, ist sie wieder ganz nah. Dabei weiß ich nicht, wo sie gerade ist; vielleicht hat sie frei und hängt irgendwo mit Rocco und den Jungs ab wie früher, falls die auch alle noch hier sind. Ich hätte bloß mal fragen müssen in einer großen Runde, und Mugo, hätte ich fragen müssen, weiß da jemand etwas?

Nach fünfundzwanzig Minuten sehe ich die Leuchtschriften der Tankstelle, ich wusste, ich bin schnell. Die Tanke ist eine Oase für mich, und sie wird größer mit jedem Schritt. Das ist gut, denn mein Herz schlägt so schnell jetzt, dass es klingt, als hätte ich vier Füße, und das kann ich nicht mehr lange aushaken. Ich kann die Benzinpreise lesen. Ich würde das gerne einschätzen können und

sagen, oh, das ist aber teuer, das liegt daran, dass es abends ist und Sommerferien und Wochenende und die Zeit des abnehmenden Mondes, meinetwegen. Aber das ist wie mit der Deutschlandkarte: Die Preise sind bloß Zahlen für mich, ich habe keine Ahnung vom Tanken, wie von Städten und Straßennetzen. Als ich ankomme, ist alles ganz leer, bloß ein Roller am Rand, Mugos Roller.

Mein Herz springt gegen meine Luftröhre wie ein Flum-mi, das ist doch verrückt: dass ein Roller so etwas mit mir macht. Diese Reifen, es sind dieselben wie früher, der Lenker, der schmale Sattel... Ich hätte nicht gedacht, dass es diesen Roller noch gibt, ich meine, klar, irgendwo, aber doch nicht hier, an diesem Ort, immer noch. Ich kann mich nicht an die letzte Situation erinnern, als ich mich so gefühlt habe, so voller Adrenalin und trotzdem steif wie irgendetwas aus Holz.

Es ist ein bisschen wie eben, als Noah gesagt hat, dass sie hier ist, einfach wieder hier ist, bloß schlimmer, vielfach, tausendfach stärker. Ich komme von der Seite und muss um das Gebäude herum, ich fange an zu laufen, bloß ein paar Meter, jetzt! Ich bleibe stehen im Dunkel, damit sie mich nicht sieht, und es reicht ja auch, denn ich sehe sie, sie ist da, Mugo ist da. Sie steht hinter dem Schalter, die Haare zu einem Zopf, den Zopf durch die Kappe, wirklich, sie trägt eine Kappe, und dazu passend ein Polohemd, weiß und rot. Sie ordnet Dinge auf dem Tresen, schiebt sie herum und sieht schön, so schön aus dabei, wie früher. Ich hoffe, sie hört mein Herz nicht, wie ich so dastehe und sie anschau durch die Fensterfront. In meinem Kopf klingt es so laut wie Trommelschläge auf diesen großen, schweren Pauken bei den Spielmannszügen, als würde hier alles pulsieren in meinem Rhythmus.

Ich weiß nicht, was ich tun soll. Ich habe mir immer bloß vorgestellt, sie anzusehen durch die Scheibe, aber was dann? Ich könnte umdrehen und zurücklaufen, einfach nach Hause gehen und morgen wieder nach München, und niemand wüsste, dass ich hier war, nicht mal Mugo. Ich gehe vorsichtig näher, immer außerhalb des Lichtscheins; ich will sie nicht erschrecken, wie ich hier herumschleiche, aber ich kann auch noch nicht rein, ich muss sie erst noch kurz anschauen. Sie sitzt auf einem Barhocker, eine Hand am Tresen, und dreht sich langsam hin und her. Ich glaube, sie liest in einer Zeitschrift oder in einem Buch, denn sie macht immer wieder diese Blätterbewegung in Richtung ihrer Schenkel.

Oh, ich vermisse ihre Schenkel; wenn ich sie so sehe, dann fange ich an, mich zu erinnern, wie sie ohne dieses Poloshirt aussieht und überhaupt ohne alles. Ich habe mir das oft vorgestellt, allein in meinem Bett und wenn ich am offenen Fenster saß und manchmal auch in der Dusche, aber ich habe so viel vergessen, dass es mich jetzt erschlägt regelrecht, ihr Schlüsselbein, ihre großen Handflächen, der Wirbel in ihrem Nacken. Wenn man sich jemanden vorstellt, dann ist das immer bloß eine Ahnung von der Person, und die hat manchmal nur wenig damit zu tun, wie es wirklich ist. Es ist nicht ganz so bei Mugo, denn ich habe damals viel, sehr viel Zeit gehabt, mir ihren Körper einzuprägen; es gibt Tage, da denke ich, Mugos Körper ist der einzige, den ich jemals nackt gesehen habe, und das war ja auch lange so, bis auf meinen eigenen, natürlich. Ich denke dann, dass alle Körper danach bloß Abziehbilder von ihrem, dem ersten waren, aber dann muss es schon ein sehr einsamer Tag sein.

Die Aufregung wird nicht weniger, so wie nie etwas weniger geworden ist mit Mugo, außer vielleicht die schlechten Dinge. Ich schlucke meine Spucke hinunter, davon habe ich immer so viel plötzlich, wenn etwas wichtig ist. Ich gehe auf die Tür zu, denn wenn Mugo wüsste, dass ich schon mal hier war und einfach wieder gegangen bin, dann würde sie lachen, furchtbar lachen, und mich ganz

erbärmlich finden, wahrscheinlich, und das möchte ich nicht. Ich habe das hin und wieder gemacht, in München, in der Zeit ohne Mugo: mir vorgestellt, was sie jetzt denken könnte oder tun, und wenn ich die Kraft dazu hatte, dann habe ich das Gleiche gedacht oder getan, aber oft war Mugos Variante anstrengend oder gefährlich oder irgendwie unbequem, und dann habe ich es gelassen. Wenn Mugo an meiner Stelle wäre, jetzt, in diesem Augenblick, dann würde sie ihren Zopf zwirbeln und einmal tief in die Rippen atmen und dann einfach durch die Tür treten, und daran denke ich und gehe los.

Die Türen öffnen automatisch, und wenn ich entspannter wäre, mit mehr Sicherheit, dann könnte ich da reinschreiten wie ein König, aber so bin ich nicht, ich holpere mit kurzen Schritten und bleibe abrupt im Raum stehen. Mugo schaut von ihrem Schoß auf mit einem Gesicht, das sie hier wohl immer macht, die Mundwinkel nach oben, aber die Augen tot, und so schaut sie mich an, schaut mich an, als wäre ich ein Kunde und würde gleich sagen: Für mich einmal die drei, bitte, und dann meine Karte heraus nesteln. Ich bin aber kein Kunde, und darum sollte ich jetzt etwas anderes sagen, etwas Schlagfertiges, aber ich bin sprachlos wie so oft. Ich stehe bloß da, in meinem Bauch der Trommelspieler, und starre sie an mit offenem Mund.

Sie braucht etwas zwischen einer und zwei Sekunden, und dann ändern sich ihr Blick, ihr Mund, ihr ganzes Gesicht wird ein anderes, wird eines, das ich viel besser kenne und das ich mir vorgestellt habe, immer, immer wieder, bis mir schwindelig wurde und der Horizont umgekippt ist vor meinen Augen. Sie atmet durch den Mund, und wahrscheinlich könnte ich hören, wie die Luft an ihren Zähnen vorbeistreift, wenn ich bessere Ohren hätte, aber die sind leider sehr schlecht, wie alle meine Sinnesorgane. In der Wildnis, denke ich oft, wäre ich verloren. Aber hier bin ich es ja auch, genau hier, an dieser Tankstelle, in dieser Nacht, es braucht nicht einmal Natur dafür, nicht einmal einen Sturm, nicht einmal einen Wolf, anscheinend, und es fühlt sich trotzdem alles so ursprünglich an.

Mugo sagt erst nichts, schweigt und schaut und atmet, dann kommt ein Funkeln über ihre Augen, wie ein Lichtreflex, aber es ist kein gutes Funkeln. Ich habe gedacht, ich habe gehofft, wenn wir uns irgendwann Wiedersehen, dann wird alles golden und voller Licht, und sie lacht und ist ganz schnell ganz nah an meinem Gesicht, aber jetzt fühlt es sich an wie unfassbar viel Abstand, viel mehr als nur ein Tankstellenschalter, viel mehr sogar als von hier bis nach München. Es fühlt sich an, als müsste ich einmal rückwärts um die Erdkugel laufen, um sie anzufassen, als könnte ich nicht einfach meinen Arm ausstrecken, so weit weg. Mugo steht dort und sieht mich bloß an, aber sie lacht nicht dabei und ihr Herz springt nicht unter ihrem Poloshirt hervor und auch sonst passiert viel, viel weniger, als ich mir vorgestellt hatte.

Dann sage ich: Hallo.

In: Kristin Höller, *Schöner als überall*, S. 55-63
© Suhrkamp Verlag Berlin, 2019
ISBN 978-3-518-46995-8

12) Und jetzt? [Entwerft zu zweit einen Dialog zwischen Mugo und der Ich-Person und spielt den vor der Klasse.](#)

13) Das erste Gespräch mit Mugo an der Tankstelle entwickelt sich nicht ganz so, wie die Ich-Person wohl gehofft hat. Mugo ist ihm richtig böse.

Lies das folgende Textfragment (S. 68-70). Markiere die verschiedenen Phasen im Gespräch. Bearbeite dann die Aufgaben 14, 15 und 16.

S. 68-70

Mugo sagt, fick dich, Martin, und steht auf und geht zurück durch die Automatiktür. Im Gehen zerknüllt sie die Dose wie Papier, wie die Arbeiten früher in der Schule. Die Tür schließt sich hinter ihr. Ich springe auf, meine Beine funktionieren wieder - wenn es ernst wird, kann ich mich auf meine Beine verlassen -, ich stürze durch die Tür, weil da plötzlich etwas in mir ist, das sich anfühlt wie Wut, weil alles, alles so anders ist als gedacht, und ich schlage drinnen meine Hände auf die Theke, dass es klingt wie eine riesige, fette Ohrfeige. Mugo sieht nicht von der Kasse auf. Auch nicht, als ich sie frage, was das soll, jetzt nach der langen Zeit, wie sie daraufkommt, mir so etwas an den Kopf - aber da unterbricht sie mich, sie redet einfach so lange, bis ich aufhöre, das hat sie immer schon gemacht, und sie gewinnt jedes Mal.

Sie sagt, ich hab drei verschissene Jahre mit dir verschwendet, du Arschloch, drei Jahre, und wir haben jeden Tag über diesen Dreck hier geredet, und wir waren uns einig, dass wir da rauswollen, diese ganze Zufriedenheit und dass hier niemand jemals eine Frage stellt und dass hier jeder alles irgendwie in Ordnung findet. Du hast selbst gesagt, dass dich das fertigmacht, sagt sie, nein, schreit sie mir entgegen, sie schreit, du hast selbst gesagt, dass Noah dich nicht versteht, dass er das alles nicht versteht, und dann kommt der verdammte Sommer und du kriegst Panik und du verpisst dich mit ihm nach München, fick dich!, schreit sie, brüllt sie mir entgegen und wirft die Bierdose nach mir, aber im letzten Moment hält sie doch daran fest, sodass der ganze schale Rest in mein Gesicht spritzt, mein Oberteil durchnässt, ich weiche zurück, die letzten Tropfen prasseln auf den Boden, ein paar Spritzer auf meinen nackten Beinen, ich merke, die Wut von eben ist immer noch da, und darum mache ich das Gleiche wie Mugo, es ist wie ein Kurzschluss. Ich schwenke die Dose in der Luft wie ein Priester den Weihrauch, und das Bier schwappt über die Theke, es glitzert in der Luft, und ganz kurz sieht es sehr schön aus, und dann trifft es Mugo wie ein Platzregen, es ist viel mehr als bei mir, und sie hört auf zu schreien, steht dort mit nassen Strähnen im Gesicht, wartet bloß, bis es vorbei ist, und ich denke, jetzt ist es geschafft, jetzt ist endlich wieder Ruhe, aber dann geht es los.

Sie beugt sich zu mir über den Tisch, und mit einer einzigen festen Bewegung schubst sie mich, ihre Hände gegen meine Brust, denn an meine Schultern kommt sie nicht ran, aber trotzdem taumele ich, ich habe Angst zu fallen, nur kurz, ganz kurz, dann fange ich mich, doch in der nächsten Sekunde trifft mich knisterndes Zellophan an der Stirn und trudelt zu Boden wie ein toter Vogel, mitten in die Bierpfütze. Ich schaue nach unten, aber da trifft mich ein zweiter Knusperriegel, dann noch einer, alle im Gesicht; Mugo war immer schon treffsicher mit Steinen und beim Dart und mit ihren Wörtern sowieso. Ich greife hinter mich, ich suche mit den Fingern nach Dingen, ohne hinzusehen, aber da ist nur Zeitung oder sonst ein Papier, und ich zerre daran, bis mich ein letztes Snickers auf der Stirn trifft, aber irgendwie leichter als die davor, fast liebevoll, und Mugo sagt: Hör auf damit, das ist lächerlich, hör auf. Ich sage, okay, aber nur aus Reflex. Ich lege die Zeitung zurück, das Titelblatt zerrissen, Prospekte auf dem Boden. Mugo sagt: Was für eine riesige Scheiße, Mann, und knibbelt an der rauen Stelle an ihrem Ellbogen. Meine Stirn tut weh, Mugo wirft fest und gut, aber das sage ich ihr nicht, denn sie weiß das, und außerdem würde sie sich nie entschuldigen. Ich

frage stattdessen: Warum bist du wieder hier? Eine gute, eine ehrliche Frage. Mugo knurrt noch mal, wie eben draußen, und dann verbirgt sie das Gesicht zwischen den Armen auf der Tischplatte.

Da ist so viel Verzweiflung plötzlich, so viel Erschöpfung, dass ich die Hand ausstrecken will und auf ihren Kopf legen, aber da kommt sie schon ruckartig wieder hoch; Mugo ist nie lange verzweifelt. Nur kurz, sagt sie und richtet sich ganz auf, ich bin nur kurz hier, ich bin eigentlich schon wieder weg. Das wusste ich nicht, sage ich. Wie denn auch, antwortet sie, und dann: Ich habe im Ausland gelebt für eine Zeit, weißt du? Im Ausland, wow. Ja, sagt sie, geht um den Schalter herum und sammelt die verstreuten Riegel auf. Mehr sagt sie nicht. Und wo?, frage ich schließlich, weil länger nichts passiert. Also, ich war in Wien für ein Jahr, sagt sie dann, leiser jetzt, und als sie die Dinge wieder einsortiert, sieht sie ein wenig verlegen aus.

In: Kristin Höller, *Schöner als überall*, S. 68-70
© Suhrkamp Verlag Berlin, 2019
ISBN 978-3-518-46995-8

14) Stelle dir vor, der Chef von Mugo kommt plötzlich hinzu. [Was wird er wohl sagen?](#)

15) *Mugo knurrt noch mal, wie eben draußen, und dann **verbirgt sie das Gesicht zwischen den Armen auf der Tischplatte.***

Warum tut Mugo das? [Überlege, checke den Text und notiere.](#)

16) Zwischen Mugo und der Ich-Person gibt es so Einiges an Problemen also.

[Blicke mal in die Zukunft der beiden: Wird es wieder gut zwischen ihnen. Erläutere deine Antwort.](#)

Ja / Nein – Denn

.....

.....

18) Noah ist sehr aufgeregt. Die Polizei ist bei der Kiesgrube, wo der Speer im Wasser liegt, in Aktion gekommen. Mit der Ich-Person fährt er dorthin.

[Lies das folgende Textfragment \(S. 83-86\). Mache dann Aufgabe 19.](#)

S. 83-86

Wir erreichen die Grube diesmal von der anderen Seite, nicht von der Freizeitseite her, sondern von der mit den ganzen Geräten und Sandbergen. Die Pumpe steht heute still, dabei ist es Mittwoch, und auch sonst ist es ruhig und leer, und niemand rodelt an den Maschinen. Noah flucht, während wir die Kiesdüne hochklettern, er tritt in die Steine, dass der Schotter knirscht, als würden wir auf einem malmenden Gebiss herumlaufen. Noah wollte hierher, weil man hier einen Überblick hat. Wenn man oben steht, kann man alles sehen: das Ufer, das andere Ufer, die Felder dahinter, die Strommasten, die Siedlung und irgendwann die rote Brücke und die Blocks, einfach alles, denn es ist so unglaublich flach hier.

Die Baustelle glüht vor lauter Hitze. Wir stellen uns in den Schatten eines Baggers, nebeneinander, vor uns spiegelt der blaue See, ein zweiter Himmel mitten in der Landschaft, und darauf zwei kleine, rote Boote, die ziellos um-hertreiben. Siehst du das, sagt Noah, die suchen ihn, die wissen, dass er da drin ist, scheiße, fuck, die wissen alles. Weiß ich nicht, sage ich, denn das kommt mir alles Sehr viel vor für einen Speer, die Boote, die Autos, die ganzen Menschen außerdem. Ich bin verbrannt, wenn das rauskommt, hundert Prozent, das ist dir klar, oder? Ja, ist mir klar, sage ich, und als ich zu ihm rüberschaue, ist da eine wirkliche Angst in ihm, sie lugt aus jeder Pore und macht ihn klein und blass. Hey, komm schon, sage ich und lege meine Hand an seinen Ellbogen. Er schüttelt sie ab und sagt: Wir hätten besser aufpassen sollen. Uns hat jemand gesehen, anders kann das gar nicht ... Ich nehme einen Schluck aus meiner Spezi und sage nichts mehr. Ich hieve mich auf den Unterkörper des Baggers, Noah steht unruhig unter mir; von hinten sieht er aus wie ein Fußballtrainer aus der Kreisliga am Spielfeldrand. Er beißt auf seine Fingerknöchel und lässt die Augen nicht vom Wasser.

Dann passiert etwas. Jemand ruft etwas in ein Megafon, ein Taucher taucht ab und wieder auf, dann kommt ein zweiter, und sie verschwinden gemeinsam. Siehst du das, sagt Noah, das ist fast genau da, wo wir ihn reingeworfen haben, schau mal, direkt da, diese kleine Bucht..., und zeigt mit dem Finger in die Richtung, die er meint. Ja, sage ich, aber in mir entsteht ein ganz anderes Gefühl, ein Gefühl, dass es hier um mehr geht, dass das alles mehr Gewicht hat, und das erste Mal überlege ich, was die Polizei sonst noch in einem See suchen könnte, angenommen, niemand weiß von dem Speer, angenommen, es geht nicht ständig, nicht überall um uns.

Und gerade als ich diesen Gedanken zu Ende gedacht habe, als ich Luft gesammelt habe in meinem Brustkorb, da sind die Köpfe der Taucher wieder sichtbar und zwischen ihnen ein dunkles Paket. Die Taucher hieven das Paket auf eins der Boote. Wir können nicht gut sehen von hier oben, der Winkel ist immer ein falscher, wenn es wichtig ist, aber ich glaube zu erkennen, wie das Paket schwer wird, als es das Wasser verlässt, als hätte es sich mit Flüssigkeit vollgesogen, und plötzlich habe ich diesen Schwindel im Nacken, der von ganz tief innen kommt, und ich will noch nichts sagen, aber dann bereiten die kleinen Menschen am Ufer eine Folie vor, so eine mit einem Zipper vorne, und ich sage nur, fuck, oh fuck, und Noah sagt, fuck, eine Leiche.

Ich erinnere mich, wie ich mal am Fenster stand, zufällig, als gegenüber ein Hund aus dem fünften Stock gefallen ist. Am schlimmsten war die Geschwindigkeit. Wie schnell es vorbei ist, habe ich gedacht und von stürzenden Tieren geträumt in der Nacht darauf; es kann jederzeit, es kann an jedem Ort vorbei sein. Ich denke gerade, dass das kein Platz zum Sterben ist hier, zu viele Farben, zu viel Wärme und planschende Kinder am Ufer, da spüre ich eine Hand an meinem Bein. Die Hand gehört Noah, er klopft damit auf meine Kniescheibe, mehrmals, und dann hebt er sie hoch zu mir.

Ich brauche ein paar Sekunden, bis ich verstehe, dass er einschlagen will, und noch ein paar, bis ich verstehe, warum.

Scheiße, mir ging gerade so die Pumpe, sagt er, und seine Hand schwebt leer in der Luft dabei. Als ich nicht reagiere, ruft er, hey, was ist denn, und zerrt so an meinem linken Fuß, dass ich abspringen muss vom Bagger, beim Aufkommen ein Gefühl wie Zahnschmerzen, bloß in den Füßen. Ich kann gar nichts sagen in diesem Moment, da ist noch der Schwindel, da ist noch der fallende Hund auf meiner inneren Leinwand, und darum sage ich nur, was mir unumstößlich scheint, denn zu mehr bin ich nicht in der Lage, ich sage: Da war jemand Totes im See. Ja, schon krass, sagt Noah betroffen, und es erschreckt mich, wie heiter er dabei ist und wie schlecht er das verstecken kann, wo er doch Schauspieler ist.

Ich weiß gar nicht, wohin mit mir; ich stehe neben ihm, die Sneakers voller Steinchen, und schon in diesem Druckschmerz steckt das Sterben gerade, wie in allem um uns. Das Ende ist so überwältigend anwesend, so präsent in jedem Gegenstand, und währenddessen tritt Noah neben mir vor Freude gegen die Baggerschaufel. Ich hatte richtig Panik, Alter, sagt er, dabei lacht er ganz befreit; das Geräusch macht den Schwindel noch schlimmer. Aber ich habe einfach immer Glück, ruft er, während er die Düne hinunterklettert, ist dir klar, was ich wieder für ein Glück hatte? Ja, sage ich, aber nur für mich und ohne Ton.

Ich schaue Noah dabei zu, wie er durch den Sand kraxelt, ich schaue ihm zu wie einem völlig Fremden. Ich muss an Mugo denken und dass sie mal gesagt hat, Noah lebt in einem Karussell, direkt in der Mitte, und er glaubt, alle drehen sich um ihn, aber eigentlich macht allen bloß das Fahren so viel Spaß. Ich denke auch an den Speer, diesen verfluchten Speer irgendwo in diesem See und dass es doch viel entsetzlichere Geschichten gibt.

In: Kristin Höller, *Schöner als überall*, S. 83-86
© Suhrkamp Verlag Berlin, 2019
ISBN 978-3-518-46995-8

19) Die Polizei ist deutlich nach irgendetwas auf der Suche. Am Ende wird nicht der Speer, sondern eine Leiche aus dem Wasser geholt.

Beschreibe die Emotionen und Reaktionen von Noah und der Ich-Person.

Noah	Ich-Person

Wie würdest du die Reaktionen kennzeichnen: egoistisch, nicht egoistisch,?

Noah	Ich-Person

Wer von den beiden ist dir sympathischer? Warum?

Noah	Ich-Person

20) Etwas später besucht die Ich-Person Mugo im Haus ihrer Mutter.

Lies folgendes Textfragment (S.98-102) und beantworte die beiden Fragen.

a) Wie entwickelt sich das Verhältnis zwischen den beiden? Gib Argumente für dein Urteil:

positiv / negativ / neutral:

.....

b) Was erfährt man über den Hintergrund von Mugo?

<p>Mugo</p>

S. 98-102

Ich laufe die Treppe hoch, immer zwei Stufen auf einmal, vorwärts, immer weiter, bis meine Lunge wehtut. Im sechsten Stock nehme ich den Aufzug und drücke die elf, eine Zahl wie eine leuchtende Verheißung.

Als ich oben stehe, im letzten, im höchsten Stock, da denke ich das erste Mal darüber nach, was ich hier tue. Warum ich hierher gefahren bin, einfach so, wie früher, obwohl ich nicht eingeladen bin und sie mich weggeschickt hat, letztes Mal an der Tanke, und kurz überfällt mich eine große, fürchterliche Panik und bringt mich ins Straucheln; ich denke, ich kann nicht, aber da habe ich schon den Klingelknopf gedrückt, aus Gewohnheit, aus Versehen. Ruhig, sage ich zu mir selbst, wie zu einem Pferd, wenn man es auf die Flanke klopft. Ruhig, bestimmt ist sie gar nicht..., aber natürlich ist sie da, sie reißt die Tür auf mit heftigem Schwung, sie schaut mich an, erst kurz, dann richtig, und ich erwarte ein riesiges Feuerwerk, aber nichts passiert, und nichts ist zu hören außer einem Seufzer aus ihrem Mund. Ach, Martin, sagt sie, und es klingt fast nach einem Lächeln, aber da ist keins.

Darf ich rein?, frage ich. Sie sagt, okay, aber dabei geht sie so widerwillig aus dem Türrahmen, dass ich gern zurück in den Aufzug gesprungen wäre, sofort, und weg hier, nur weg hier. Es ist wieder dasselbe: Ich stelle mir etwas vor, und immer ist es dann anders. Drinnen ist es halbdunkel, Lamellen verdecken die Fenster von außen und klappern im Wind. Erst riecht es nach Waschmittel aus dem Badezimmer, weiter hinten nach Erdnussflips. Mugos Zimmer ist gleich rechts, die Tür steht offen, und im Vorbeigehen kann ich sehen, dass der ganze Raum voller offener Kisten steht; neben dem Bett liegt ein aufgeklappter Koffer, die Kleidung ist drum herum verteilt. Komm, wir gehen raus,

sagt Mugo schnell, als sie sieht, dass ich im Flur stehen bleibe. Teilst du das Zimmer noch mit deiner Schwester? Ja, sagt sie, aber die hat jetzt einen Freund. Und außerdem ist es ja eh nur für ein paar Wochen. Ah, sage ich. Willst du was trinken? Ich hab aber nur Sprite und Bier. Gern eine Sprite, sage ich und trete schon mal auf den Balkon. Von hier aus kann man alles sehen, was ich gerade durchquert habe, bloß in viel kleiner, als wäre alles unter uns Spielzeug. Das macht es eben so tragisch: dass man von hier oben sieht, dass ja doch alles zusammengehört und dass es ein Land ist, eine Stadt, dass man von hier den Edeka sehen kann und sogar den Bauernhof.

Kannst dir ruhig Platz machen, sagt Mugo und tritt aus der Wohnung. Auf dem rechten Stuhl steht ein Sixpack Wasserflaschen, an der Wand daneben lehnt ein Sack Blumenerde. In die Balkonkästen sind vier Geranienpflanzen noch mit den Plastiktöpfen hineingestellt worden. Ich hieve die Wasserflaschen in ihrer Ummantelung vom Stuhl, das macht ein Geräusch, wie wenn man auf Grillkäse kaut. Die Tischdecke ist beschichtet und fleckig, und ich erinnere mich in diesem Moment, wie Mugo mal gesagt hat: Armut, das ist nicht, dass du weniger von etwas hast; das ist einfach ein ganz eigener Aggregatzustand.

Mugo setzt sich links, ich setze mich rechts, Mugo macht sich ein Bier auf und reicht mir ein Glas. Dann versucht sie, sich eine Kippe anzuzünden, aber der Wind ist so stark, dass sie zweimal neu ansetzen muss, und dann sind da Haare in ihrem Gesicht, an ihren Lippen, und sie schnalzt und hantiert mit dem Feuerzeug herum, und dabei ist sie immer noch die schönste Frau auf der Welt. Ich muss mich ablenken davon und schaue auf mein Glas, bis ihre Zigarette brennt. Wir schweigen kurz, und ich denke, früher hätte ich ihr gesagt, dass die Kohlensäure in der Sprite aussieht wie Schnee, bloß andersrum, und sie hätte vermutlich geantwortet, dass ich ein Schriftsteller bin, ein echter, ein richtiger Schriftsteller. Jetzt schweigen wir, und das ist der Beweis, wie lange alles her ist.

Warum bist du hier?, fragt Mugo, nachdem sie den ersten Schluck Bier getrunken hat. Weiß nicht, sage ich, und das ist nur die Wahrheit. Vermutlich wollte ich einfach mal hallo sagen. Hast du doch schon am Samstag, sagt sie. Ich sage, stimmt, und dann: Ich dachte, wir könnten wo hinfahren. Mugo stellt ihr Bier ab und streckt die nackten Beine nach vorn. Oben sind ein paar helle Härchen, die abstehen, wenn ihr kalt ist, und unten sind die passenden Stoppeln in ein bisschen dunkler; ich versuche, nicht zu lange hinzusehen, aber es ist schwer.

Sie sagt: Regnet doch gleich. Eh nicht, sage ich, das ist immer so, den ganzen Tag Gegrummel und dann passiert doch nichts. Keine Lust, darauf zu warten. Ich weiß, dass ihr das gefällt, dieses Trotzen gegen Gewalten, und wenn es nur ein Gewitter ist. Ich habe recht; sie schwingt sich hoch und verschwindet in der Wohnung. Aber ich entscheide, wohin, ruft sie von drinnen, und ich rufe zurück, klar, weil das die einzig mögliche Antwort ist.

Ich trinke mein Spriteglas aus und lasse es stehen, und als ich das Wohnzimmer betrete, kramt sie gerade in der Küche herum. Dort hat sie mal versucht, mir zu erklären, was anders ist bei ihr. Als sie ldein war und ihre Mutter eine Nierenkolik hatte und ins Krankenhaus musste für ein paar Tage, da war sie mit ihrer Schwester hier allein. Und weil die Mutter nichts vorbereitet hatte, kein Geld, keine gefüllten Tupperdosen im Kühlschrank, haben sie am zweiten Tag ihre Jonglierbälle aufgeschnitten und den Reis daraus gekocht.

Der Wind bewegt die Vorhänge, ich schließe die Tür und drehe mich wieder um. Der Raum ist ganz klein. Ein Fernseher, ein Beistelltisch mit Glasplatte und zwei Sofas, eins unterm Fenster, eins an der hinteren Wand. Das hintere ist egal, das hintere ist einfach nur irgendein Cordsofa, aber das vordere

ist so viel mehr, und ich muss die Lehne mit den Fingern berühren, dunkelgrünes kühles Leder, und sage zu Mugo: Schau mal, weißt du noch?

Mugo kommt aus der Küche und sagt erst nichts, schweigt und atmet, sieht das Ledersofa an, aber dann kommt wieder ein Funkeln über ihre Augen, und dazu rutschen ihre Mundwinkel nach oben, ein echtes Hochrutschen, nur für mich, vielleicht das erste Mal. Und dann ist das Funkeln auch bei mir, auf meinem Gesicht, ich spüre das, und es fühlt sich an wie eine Reflexion, wie ein Spiegelbild von ihr. Ich muss anfangen zu lachen, ich weiß nicht, ob das falsch ist oder zu früh, aber sie hier zu sehen, wieder in dieser winzigen Wohnung, das macht mich auf absurde Art so glücklich, ich möchte mich auf den Rücken werfen wie ein Käfer und mit meinen sechs Beinen wackeln.

Hier ist etwas passiert, vor vier oder fünf Jahren, genau in diesem Zimmer, auf dieser Couch, das könnte man als Kuss beschreiben, der erste überhaupt, und es wäre nicht falsch, aber es wäre eben auch ganz und gar unzureichend, weil es sich nach viel mehr angefühlt hat. Es hat sich größer angefühlt, nach Bedeutung und Kollision, wie wenn die Titanic in einen Eisberg fährt oder wie ein sehr, sehr guter Handschlag, der zufällig das perfekte Geräusch macht, genau so, bloß mit den Mündern und den Zungen und den Nasen und allem drum herum.

Ich habe sechs Frauen geküsst in der Zeit ohne Mugo, aber rückblickend ist es, als hätte ich mit ihnen etwas völlig anderes gemacht, wirklich - als hätten wir Backgammon gespielt oder Mühle, etwas mit Brettern und Würfeln. Von außen hat es sicher gleich ausgesehen, aber innen war es ein riesiger Unterschied. Ich bin mir sicher, mich genau zu erinnern, mich ganz genau zu erinnern an jede Ecke ihres Mundes, aber das ist eine Lüge vor mir selbst, vermutlich. Das ist wie manchmal, wenn man lange nicht am Meer war: Der Geruch ist so tief und so moosig und so gut, dass man sich nicht vorstellen kann, ihn jemals zu vergessen, und doch ist man jedes Mal erschrocken, wie neu es riecht, wenn man aus dem Auto steigt.

Mugo sagt, klar, weiß ich noch, super filmig, und dann geht sie weiter Richtung Tür.

In: Kristin Höller, *Schöner als überall*, S. 98-102
© Suhrkamp Verlag Berlin, 2019
ISBN 978-3-518-46995-8

21) Noahs Eltern haben eine Grillparty im Garten organisiert. Das ist eine ziemlich elitäre Sache, findet die Ich-Person. Klar wird ihm auch, dass das Verhältnis zwischen Noahs Eltern nicht so ganz in Ordnung ist. Noahs Mutter wird schlecht, sie fällt zu Boden und muss sich ins Bett legen. Obwohl es heftig regnet, will Noah weg, zur Kiesgrube. Er hat viel zu viel getrunken. Darum fährt die Ich-Person. Bei der Kiesgrube geht Noah schwimmen. Bald sieht die Ich-Person ihn nicht mehr. Er hat Angst, dass Noah ertrinkt.

Lies das folgende Textfragment (S.146-155). Mache dann die Aufgaben 22 und 23.

S. 146-155

Ich sage erst nichts. Dann sage ich noch mal, scheiße, fuck, und dann schreie ich, schreie über die ganze Strecke, die zwischen uns liegt, seinen Namen. Meine Stimme hat eine riesige Reichweite, trotz des Prasselns, und ich bin sicher, dass er sich gleich umdreht, dass er zurückschaut und dann hierherkommt, ich kneife die Augen zusammen und warte, aber nichts passiert, er schwimmt

einfach weiter. Und gerade, als noch mal ein Schub Wut in mir nach oben kommt, bemerke ich eine Veränderung; nichts Konkretes zunächst, aber dann weiß ich, was der Unterschied ist, nämlich, dass Noah aufgehört hat zu kraulen und nur noch im Wasser treibt.

Ich denke jetzt nicht mehr viel. Ich habe nicht einmal Zeit, mich darüber zu wundern. Ich spüre nicht den Wind, nicht die Feuchtigkeit auf meiner Haut, als ich mich ausziehe, nicht, wie die Oberfläche des Sees an meinen Beinen hochklettert, ich wate nicht hinein wie sonst, ich lasse mich einfach nach vorn fallen und fange an zu kraulen, so schnell es geht. Es ist dunkel, und ich verliere die Richtung, aber Noah treibt weiß vor mir her, und ich schwimme, immer weiter. Ich denke nicht daran, dass hierzu eigentlich meine Kraft nicht reicht, dass ich ein langsamer Schwimmer bin, dass ich nie einen verflochtenen Rettungsschein gemacht habe, ich stülpe einfach all meine Energie nach außen und wandle sie um in Armzüge. Ich konzentriere mich aufs Atmen und darauf, nicht daran zu denken, ich könnte zu spät sein.

Ich hebe den Kopf aus dem Wasser zum Luftholen, und er ist plötzlich ganz nah, er treibt dort, das Gesicht nach unten, ich kann seinen Rücken sehen, die nassen Haare, ich denke an das Leichenbündel vor ein paar Tagen, ich denke, fuck, fuck, und dann mache ich die letzten zwei Züge und reiße an seiner Schulter, und dann nimmt Noah den Kopf nach oben und atmet laut ein dabei.

Was machst du hier?, fragt er und rudert auf der Stelle, und dann: Von hier kann man auch echt nichts sehen, ich hab versucht, irgendwie zu Schnorcheln, aber das geht nicht so gut ohne ... Weiter kommt er nicht, denn da bricht es aus mir heraus, die Angst, die Anstrengung der letzten fünfzig Meter, und ich kralle mich an seinem Kragen fest und sage, spinnst du?, und noch mal, spinnst du?, und darauf schaut er so überrascht, so ratlos, dass ich nicht anders kann, als ihn unter Wasser zu drücken mit meinem ganzen Gewicht. Kurz ist nichts zu hören, aber dann ein Gurgeln, ein Fuchteln der Beine, zerplatzende Luftblasen, und er befreit sich aus meinem Griff, fast ohne Mühe. Er spuckt und schwimmt ein Stück weg von mir, hastig, und jetzt ist er es, der schreit, und dabei scheint er wieder völlig nüchtern; er schreit: Was soll das, Mann? Willst du mich umbringen?, und ich versuche ihn zu schlagen, mitten ins Gesicht, aber es gibt nur ein Spritzen, und ich schreie zurück, ich wollte dich retten, ich dachte, du stirbst, ich dachte, du bist schon tot, scheiße.

Noah fragt, was ist dein verdammtes Problem?, und da reicht es mir, ein Gefühl wie ein Gummiband, das reißt und zurückschnellt, und ich stürze noch einmal vor, mein Gewicht auf seinen Schultern, und drücke und schreie, fick dich, du Wichser, fick dich, und Noah schlägt zurück und trifft mich in der Magengrube, aber nur leicht, denn da ist so viel Wasser dazwischen, das uns bremst, und während alldem paddeln wir immerzu mit den Füßen, und ich höre nicht auf, als Noah sagt, aufhören, lass uns aufhören, und darum nimmt er mich in den Schwitzkasten schließlich, und ich fange an zu weinen.

Ich höre auf zu paddeln und lasse mich halten, und ich höre ihn sagen, was ist los mit dir, Martin, was soll das?, und: Kannst du schwimmen? Kannst du selber schwimmen, bitte? Ich kann dich nicht so lange halten, und da fahre ich mir mit den nassen Händen einmal über die Augen, über Stirn und Nase, und stoße mich von ihm ab. Ich huste und fange wieder an zu rudern, ich bin wieder da. Weiter hinten kann ich die Bäume am Ufer erkennen, obwohl es ganz dunkel ist mittlerweile, und ich versuche, ruhig zu atmen und nicht auf das Klemmen im Brustkorb zu achten und das Ziehen in den Seiten, und schwimme wieder zurück.

Ich bin langsamer als Noah, natürlich, er holt mich ein mit ein paar Zügen. Er ist viel leiser als ich im Wasser, mit weniger Widerstand, und obwohl ich nach vorn sehe, weiß ich, er schaut mich an von der Seite. Was war das?, fragt er noch mal, aber dann gibt er auf und bleibt stumm neben mir, ganz dicht, ganz nah. Der Regen hat aufgehört, es ist kühler und leise um die Grube, man hört nur ein Motorrad entfernt auf der Landstraße. Als ich mit den Zehen die Kante im Kies ertaste, höre ich auf, die Arme zu bewegen.

[...]

Du hast deine Schuhe angelassen, sage ich nur, obwohl nichts weniger eine Rolle spielt, aber etwas anderes kriege ich noch nicht in Worte ... Ich sage: Du bist so ein Vollidiot, wer lässt denn bei sowas seine Schuhe an? Und er sagt, du weißt doch, im Dunkeln werden meine Gedanken immer so irrational, und ich denke, oder nein, ich sage: Im Dunkeln, klar. Er will mich noch mal berühren, aber ich springe auf, ich brauche Abstand, immer weg von ihm, ich weiß nicht, wohin, und darum stehe ich einen Meter neben dem Kleiderhaufen mit meinen Armen um den Körper. Ich weiß auch nicht, wohin schauen, darum schaue ich nach oben, aber da ist nichts: keine Sterne, kein Halbmond, nicht einmal ein Flugzeug, nur Schwarz.

[...]

Du denkst bei allem nur an dich, sage ich, ruhiger auch, aber immer noch voller Enttäuschung. Ich wende mich ab mit dem Oberkörper, damit es nicht aussieht, als würden wir aufeinander zugehen. Was?, fragt er. Ja, sage ich. In jeder Sekunde, in jedem Moment, immer nur du. Das ist dir wichtig, dass du jetzt gleich noch ein Steak isst in euren schicken Gartenmöbeln, und da könnte ringsherum alles untergehen, das war dir egal. Du bist genau wie die anderen, und darum funktioniert hier nichts. Mugo hatte immer recht damit.

Noah lacht jetzt, aber kein ehrliches Lachen. Es ist mehr ein Marker, ein Signal für das, was jetzt kommt, ein Lachen, nach dem Menschen Sachen sagen wie, alles klar, oder, jetzt bin ich mal gespannt, und eigentlich ganz verknäult sind vor Wut. Noah sagt, so ist das also, und dann: Das ist krank, wie du an ihr hängst, merkst du das? Mein Kopf fühlt sich an wie ein Hohlraum, keine Luft, kein Sauerstoff. Sie ist die Einzige, die das alles verstanden hat, antworte ich, und während ich das sage, wird mir bewusst, wie wahr das ist. Sie hat mir alles gezeigt, sage ich. Ich hab nur wegen ihr hier alles überstanden. Noah lacht noch mal, und diesmal klingt es so bitter, dass es sich anfühlt wie lauter kleine Kratzer auf der Haut. Was musstest du denn überstehen? Niemand hatte eine bessere Kindheit als du, als wir.

Es ist immer das Gleiche, er kann es nicht begreifen, er wird es nie begreifen, es ist sinnlos. Ich knie mich hin und klaube meine Kleidung zusammen, der Stoff ist nass und kalt und erinnert mich daran, dass ich nur Boxershorts trage. Ich sage, es ist genau das. Dass es allen anderen viel schlechter geht, und jeder hier ist so träge, deine Eltern, meine Eltern ... Noah atmet aus und dreht sich weg; die Hände in den Hüften, schaut er mich dann wieder an und schüttelt den Kopf, er hört gar nicht wieder auf damit. Die versuchen doch auch nur irgendwie glücklich zu sein, Martin.

Ich sehe das Straucheln von heute vor mir, früher an diesem Abend, wie seine Mutter zu Boden geht und auf einen Punkt starrt. Ich sage: Siehst du ja an deiner Mutter, wie gut das klappt. Das ist, weil sie immer nur an sich selbst denken, und das ist gleichzeitig das Bequemste und das Anstrengendste der Welt. Immer noch ein Auto und noch eine Grillparty, die bauen sich da ein Konstrukt, aus dem

sie nicht mehr alleine rauskommen, und die würden dir nie verzeihen, wenn du jetzt aufhören würdest mit dieser Filmsache, weil es dich fertigmacht... Das weißt du doch gar nicht!, schreit Noah da, und in seiner Wut schlägt er die Hände vors Gesicht und geht einen kleinen Halbkreis um mich herum. Als er sein Gesicht wieder aufdeckt, sieht er so wach aus, dass es mich erschreckt, fast. Es ist jetzt alles voller Bewusstsein, als er sagt: Wir sind dir einfach nicht genug, waren wir nie. Und wie er das sagt, klingt jede Silbe so schwer von einer Traurigkeit, die ich kaum fassen kann, und ich will den Arm um seinen nassen Körper legen und etwas sagen, voller Zuneigung, aber dann fügt er hinzu: Mann, du kannst doch nicht deine ganze Herkunft verleugnen, nur weil sie dich noch mal gefickt hat.

Das bringt alles zurück, den Hass, die Unruhe von innen, die Gewissheit, dass es einfach nicht weitergeht mit uns, nicht weiter als bis hierher. Ich spüre: diese Grube, dieser Strand, die Geräusche einzelner Tropfen, die von irgendwo herunterfallen, das ist das Ende. Ich sage: Mugo ist die Einzige, die mich ernstgenommen hat. Das sagst du nur, weil du halt verliebt warst, das ist Jahre her. Jeder ist verliebt mit sechzehn, sagt er mit einer Leichtigkeit, die alles besiegelt, was ich gedacht habe vorher. Noah sagt auch: Ich hab dich ernstgenommen, oder? Wir waren doch immer zusammen. Ich sage: Ich hab alles für dich gemacht, diese ganze Zeit, und du siehst nichts davon, du verstehst nicht einmal, wenn ich Angst habe, dass du stirbst, besoffen im Wasser, also erzähl mir keine Scheiße.

Noah ist jetzt ruhig, er schaut auf den See, und dabei steckt er seine Hände in seine durchnässten Hosentaschen. Aber die Sache mit dem Speer, sagt er, das haben wir doch auch zusammen ... Jetzt schnaube ich und lache, obwohl ich es nicht so meine, und dabei fische ich den Autoschlüssel aus der Hosentasche meiner Shorts. Ich kann das nicht mehr hören, Noah, sage ich. Das ist absurd. Hast du nie mal darüber nachgedacht, dass du den Leuten egal bist?

Jetzt sehen wir uns an, und da ist etwas in seinen Augen, das könnte Erkenntnis sein, aber vielleicht ist es auch dieser Zeitraffer auf der inneren Leinwand, von dem alle erzählen, die irgendwo runtergefallen sind. Denn so ist es bei mir: Ich schaue ihn an, aber eigentlich sehe ich ihn, wie er vor zehn Jahren war, oder vor fünfzehn. Noah und ich auf einer Hüpfburg vor dem Baumarkt, Noah und ich in einer Hütte aus Paletten, in seinem Zimmer auf dem Hochbett, und draußen rauschen die Folien auf den Feldern. Ich mache die Augen kurz zu. Dann sage ich, ich werde jetzt das Auto nehmen. Noah sagt, mach, was du willst. Ich frage nicht, ob er mitkommt, denn das könnte ich nicht ertragen: stumm nebeneinander zu sitzen und zu denken, da war einmal was, und jetzt ist es fort. Ich überlege, meine Sachen anzuziehen, aber das würde es nicht besser machen, darum drücke ich das Bündel fester an mich und gehe den Pfad zurück durch die Sträucher zum Auto. Noah folgt mir nicht, er steht gerade und bewegungslos an einer Stelle und dreht sich nicht um.

Meine Füße sind verschlammt, als ich beim Auto ankomme, aber mir ist alles egal gerade: Das ist nicht mein Auto, und überhaupt, das ist alles nicht meine Schuld, und darum kann ich jetzt auch mit schmutzigen Füßen einen gemieteten Transporter fahren. Ich mache den Motor an, dann das Licht, dann fahre ich den Pfad zurück zur Straße, und gerade als ich abbiege, um nach Hause zu fahren, um das Auto in der Kurve mit den Thujahecken abzustellen, um in Boxershorts nach Hause zu gehen und dort meine Eltern zu treffen, womöglich, bremsen ich ab, weil mir auffällt, dass mich das alles unerbittlich anwidern würde. Ich denke, ich kann das nicht, und darum beschleunige ich wieder auf der nassen Straße und fahre zur Tankstelle, weil das der einzige Ort ist, wo ich jetzt hingehöre.

22) Fasse kurz auf Niederländisch oder Deutsch zusammen, was alles passiert.

23) Dieses Textfragment ist eine Schlüsselstelle für die Entwicklung der Freundschaft von Noah mit der Ich-Person.

In welchem Sinne? Kreuze ‚passende‘ Wörter an und ergänze sie wenn nötig. Erläutere deine Auswahl mit Zitaten aus dem Text:

Wörter	Zitate aus dem Text
<input type="checkbox"/> gleichgültig	
<input type="checkbox"/> liebevoll	
<input type="checkbox"/> voller Hass	
<input type="checkbox"/> kalt	
<input type="checkbox"/> warm	
<input type="checkbox"/> vertraulich	
<input type="checkbox"/> Beginn	

<p>o Ende</p> <p>o ...</p> <p>o ...</p>	
---	--

Wie endet die Sache, vermutest du?

Für Noah:

Für die Ich-Person:

24) Die Ich-Person will nach der Sache mit Noah unbedingt noch mit Mugo sprechen. Er fährt zur Tankstelle, aber sie ist noch nicht da.

Lies das folgende Textfragment (S. 158-159).

Wie bringt die Ich-Person Mugo zum Stoppen? Wie reagiert sie darauf? Was hättest **du** getan?

S. 158-159

Ich könnte vor der Tanke warten, aber ich fürchte, dass die Verkäuferin im Laden dann die Bullen ruft. Ich könnte zu ihr nach Hause fahren, aber bestimmt ist ihre Mutter da oder ihre Schwester und im schlimmsten Fall nicht sie selbst; sie war eigentlich nie viel daheim. Als ich die rote Brücke erreiche, bleibe ich kurz davor neben der Spur stehen. Hier muss sie auf jeden Fall drüber, denn dahinter ist alles, was wichtig ist für sie, und in der anderen Richtung gibt es nichts, wo sie freiwillig hingeht, denn da wohnen wir.

Ich erinnere mich, wie oft wir hier saßen, mit den Beinen zwischen den gerosteten Stäben. Kommst du mit?, hat Mugo dann gefragt. Ich muss mal auf etwas mit Weite schauen. Sie hatte damals schon eine Sicht auf die Dinge, dafür hab ich noch ewig gebraucht. Ich mache den Motor aus, und gerade, als ich mir überlege, was ich tun will, wenn sie wirklich vorbeifährt, da höre ich etwas, das klingt nach ihrem Roller, dasselbe Röhren, dasselbe Schaben zwischen den Gängen, und sie ist tatsächlich schon auf der Brücke, so schnell, das sind bestimmt dreißig Euro, wenn sie geblitzt wird. Ich wende, als sie an mir vorbeifährt, und versuche zu beschleunigen, sobald es irgendwie geht, um sie einzuholen.

Sie ist schnell, aber ich gebe mir Mühe, ich will es unbedingt. Ich drücke mit den Füßen und schalte, ich muss sie sehen, ich muss sie sprechen. Ich bin jetzt hinter ihr, sicher merkt sie etwas, denn ich fahre ganz dicht ran, und im letzten Moment schere ich aus und fahre neben ihr auf der Gegenseite. Ich rufe: Mugo, aber ich habe vergessen, die Fenster zu öffnen, und es ist so dunkel, sie sieht mich nicht, und daher bleibt mir nichts übrig, als sie zu überholen und sie auszubremsen, denn sie muss ja stehen bleiben, sie muss sofort stehen bleiben. Ich fahre noch schneller und dann zurück auf die rechte Spur, ich platziere mich direkt vor ihr, ganz knapp. Dann bremsen wir.

Mugo bremst auch. Sie hupt, dann schreit sie irgendetwas, aber ich kann sie nicht hören, ich sehe nur ihren schönen Mund unter ihrem Helm im Rückspiegel. Die Straße ist leer, da sind bloß wir, und

darum kann ich jetzt anhalten und die Fenster runterkurbeln. Mugo ist geschickt, sie fährt direkt wieder an, und im Vorbeifahren schlägt sie auf die Seitentür des Transporters und ruft ein Wort oder zwei. Ich strecke den Arm aus und schreie ihren Namen, zweimal, dreimal, und sie ist schon fast vorbei, da wird sie plötzlich langsamer, schaut zurück und hält an. Überall auf der Straße sind Blätter, losgerissen von den Bäumen, und ein großer Ast liegt im Gras daneben. Der Asphalt reflektiert die Straßenlaternen, aber nur schwach und grobkörnig, die Fahrbahn ist fast wieder trocken.

Mugo macht den Motor aus, Mugo nimmt den Helm ab, sie schüttelt ihre Haare oder vielleicht auch ihren Kopf vor Fassungslosigkeit. Dann dreht sie sich um. Bist du bescheuert?, fragt sie, laut, aber ohne zu schreien, denn ihre Stimme war immer schon die kräftigste von allen.

In: Kristin Höller, *Schöner als überall*, S. 158-159
© Suhrkamp Verlag Berlin, 2019
ISBN 978-3-518-46995-8

25) Mugo und die Ich-Person haben geparkt. Es kommt zum Gespräch, im Regen, am Straßenrand. Die Ich-Person erzählt, was zwischen Noah und ihm passiert ist. Dann sprechen die beiden über Wien, wo Mugo ja war.

Lies das Textfragment (S. 166-173). Checke, was du in Aufgabe 20a geantwortet hast. Wie sieht es jetzt aus mit Mugo und der Ich-Person? Wie entwickelt sich das Verhältnis zwischen den beiden? Gib Argumente für dein Urteil:

positiv / negativ / neutral:

.....

Unterstreiche im Text die Stellen, die deine Antwort verdeutlichen.

S. 166-173

Ich überlege kurz, aber dann setze ich mich neben sie, es ist eh alles dreckig, eh alles egal.

Es ist nie so, wie es aussieht, sage ich jetzt, nachdem ich es zehnfach, hundertfach gedacht habe. Nein, sagt sie. Sie sagt es leise und schaut dabei zu Boden. Dann streckt sie die Hand aus und berührt meine Zehen, fährt langsam jeden einzelnen nach. Das ist wieder so eine Erinnerung. Deine Zehen sind eine Allee, hat sie früher gesagt, schau mal: wie kleine Stämme und oben die kugeligen Baumkronen. Jetzt sagt sie nichts, aber die Geschichten, die fürchterlichen Geschichten mit ihrer Bedeutung, sie sind zwischen uns, die ganze Zeit.

Es ist anders ab diesem Moment, ich spüre es, aber ich kann es nicht gleich verstehen. Sie ist ruhig, die wilde Wut ist verschwunden, und dennoch fühlt es sich an, als würden wir gleich eine Grenze passieren, bloß weiß ich nicht, welche.

Warum gehst du nicht zurück nach Wien?, frage ich. Es gibt doch immer eine Möglichkeit ... Ich will da nicht noch mal hin, stößt sie hervor. Für eine Sekunde ist es, als würde ihre Stimme brechen bei der Hälfte des Satzes, ein Straucheln der Stimmbänder, und ich schaue schnell zu ihr rüber, um zu prüfen, ob sie weint, aber da ist nichts. Ich überlege, ob ich Mugo schon einmal habe weinen sehen,

ich versuche mich zu erinnern, wirklich, doch da spricht sie schon weiter, sie sagt: Ich habe überhaupt nichts verstanden, nichts von dem, worauf es ankommt. Du hast mir alles beigebracht, sage ich. Einen Scheiß habe ich, sagt sie. Ihr Handy klingelt ein zweites Mal im Rucksack, sie zieht ihre Hände aus dem Schlamm mit einem nappfenden Geräusch, aber dann stützt sie sich wieder ab und wartet, bis es aufhört.

Du bist so gutgläubig, sagt sie, du hast gedacht, ich bin die Mitte der Welt, schau dich mal an: Du denkst das immer noch. Wie sie das sagt, fühlt es sich an wie ein Schlag in den Nacken, und alle Berührungen, alle Gesten werden unvorstellbar im Nachhinein. Warum sagst du das?, frage ich. Es klingt nicht wie eine Frage, sondern nach unendlicher Traurigkeit, vielmehr. Mach dich nicht lächerlich, Martin. Du musst aufhören, mich so anzuhimmeln, ich meine, dafür gibt es keinen Grund.

Mit allem habe ich gerechnet, aber nicht damit. Ich denke, hör auf, hör auf, bitte, ich will das nicht hören, du bist alles, was ich je wollte, aber ich schaffe es nicht zu antworten, sie ist wieder schneller. Weißt du noch, als wir am Bahnhof saßen, früher, meine ich?, fragt Mugo. Klar, sage ich. Sie sagt, ich dachte, ich hätte alles einsortiert, ich dachte, ich wüsste, wer die Guten sind und wer die Bösen, und dann habe ich die Züge angeschaut und gedacht, ich muss hier nur irgendwie rauskommen und noch mehr von den Guten finden, und dann kann alles besser werden. Sie bricht ab, sie schüttelt den Kopf, über sich selbst vermutlich. Und dann? Dann Wien, antwortet sie. Und das war nicht gut?

Mugo atmet aus, schwer und mit Nachdruck, und dann nimmt sie die Hände vors Gesicht, ohne auf den Dreck zu achten, das war ihr immer schon egal. Sie atmet einmal tief in ihre Handflächen, in diesem Hohlraum muss jetzt alles nach ihr riechen. Ich stelle mir vor, dort drin zu sein, und alles wird warm von ihrem Atem. Sie nimmt die Hände wieder herunter, und ich kann sehen, dass auf ihrer Haut jetzt Erde ist, aber nicht wie im Kino immer nur auf den Wangenknochen. Sie hat sie überall, am Eingang ihres linken Nasenlochs, in der Falte über ihrem Auge, am Haaransatz, am Kinn.

Mugo sieht mich an. Ihr Mund ist schon offen, die Wörter schon im Hals, und jeder Teil meines Körpers ist verhärtet und gespannt, denn ich weiß, jetzt kommt etwas, und danach wird es anders sein. Sag es nicht, denke ich, die Dinge sollen so bleiben, wie sie sind, sags nicht und lach in mein Gesicht stattdessen, aber natürlich passiert es trotzdem. Sie sagt, ich dachte, es wird alles besser. Ich dachte, ich treffe Leute, und die denken so wie ich, und alles fühlt sich leicht an, und es gibt Pläne und Ideen und Struktur, solche Sachen. Sie schweigt wieder, so lang, dass ich etwas fragen muss. Wie war es denn?, frage ich. Mugo schnaubt als Antwort, schon wieder; scheiße war es, sagt sie, je mehr man drüber redet, desto komplizierter wird es, wusstest du das? Ja, wusste ich, antworte ich, aber sie hört gar nicht hin. Es ist überall noch eine Schraube und noch ein Rädchen, noch eine Hautschicht und noch ein Zwischenboden, es ist unmöglich, eine Lösung zu finden, es ist einfach unmöglich, und dabei lässt sie wieder den Kopf hängen, plötzlich ganz kraftlos.

Ihre Sätze hämmern in meinem Kopf; ich versuche das zusammenzubringen mit dem, was sie war für mich, was sie immer noch ist, nie so deutlich wie eben, aber es lässt sich einfach nicht ineinanderhaken. Die Sicherheit, mit der ich hergekommen bin, Mugo als Orakel, als Richtwert für sämtliche Entscheidungen - das ist alles weg. Ich nehme einen letzten Anlauf. Aber du hast mir das gezeigt. Dass alles ein Puzzle ist, das hast du selbst gesagt, und alles ist nur ein Teil, und jeder hat eine Rolle, die er ausfüllt, ohne es zu merken. Ja ja ja, das stimmt auch, sagt sie, und dabei rubbelt sie über ihre Unterschenkel, immer schneller, wie im Wahn, aber das Problem ist, dass es unendlich

viele Teile gibt, oder eigentlich gibt es unendlich viele Puzzles, und in jedes passt man an einer anderen Stelle rein.

Ich schweige, denn ich bin nicht sicher, ob ich ihr gerade folgen kann, aber ich fürchte, dass sie sich da in etwas reindenkt, wie sie da sitzt und ihre Beine reibt und den Boden fixiert mit ihrem dreckigen Gesicht, und deshalb lange ich vorsichtig zu ihr rüber, berühre ihre Arme, aber sie stößt mich weg. Nein, sagt sie, du musst aufhören damit. Womit denn? Du darfst mir nicht alles glauben, die Dinge, die ich gesagt habe, weißt du: Es gibt einfach keine Lösung, zumindest habe ich sie nicht gefunden, nicht in Wien und nicht im Internet und nicht in meinem Kopf, und darum weiß ich gar nicht, wo man anfangen sollte und was tun überhaupt.

Das wird langsam ziemlich viel und abstrakt, wie in der Kunst, wenn es nur Formen gibt und Farbstrudel, da kann ich meinem eigenen Urteil nicht mehr trauen, irgendwann. Ich sage, ich meine doch nur, dass du mit Noah recht hat test, diese Grillfeier heute und dieses ganze Haus ... Mugo hört auf zu rubbeln und streckt die Beine aus, bis die Waden den Schlamm berühren. Jetzt sitzt sie da wie ein Kind, und wir sehen uns an, endlich wieder; ihre Arme hängen, die Schultern sind krumm. Das ist doch auch alles nichts, sagt sie. Was? Dieser Bonzenhass. Aber du hast doch früher gesagt, Noahs Eltern, das ist... Ja, aber dann war ich weg, und ich habe mit Leuten geredet und nachdenken müssen, und vielleicht lag ich einfach falsch.

So etwas hat sie noch nie gesagt, niemals, und ich habe auch nicht daran gedacht, dass das jemals der Fall sein würde. Es beginnt zu knirschen in mir, in jeder Nische meines Körpers, die Bauteile verschieben sich wie bei einem Erdbeben, der Bewegung von Kontinentalplatten, und es wird alles in sich zusammenbrechen. Ich sage, aber der Grill, die Fensterfront mit dem Panorama ..., und Mugo sagt, ja, zu einem Teil, aber das ist nicht der Ursprung, es ist ja nicht dieses Haus, das alles kaputt macht, und auch nicht die Autos oder das Geld, es ist einfach unmöglich, die Quelle zu finden, weißt du, sie ist irgendwo verborgen.

Ich möchte Mugo anfassen, eine kleine Stelle würde mir reichen: eine Fingerkuppe oder einer ihrer rauen Ellbogen, nur ein bisschen Haut. Ich würde sie gern berühren, um sicher zu sein, dass sie noch da ist, denn gerade ist es, als würde sie sich auflösen.

Ich habe wirklich danach gesucht, sagt sie, und in der Stadt gibt es viele, die machen das Gleiche. Als ich kam, lag alles klar vor mir, aber mit jeder Woche in Wien ist es immer mehr verschwommen. Egal, was ich gedacht habe, es gab immer jemanden, der hatte schon mehr nachgedacht, und das Ergebnis war immer, dass es keins gibt. Bis jetzt hat sie nach unten geschaut, und ich konnte sehen, wie ihre Augäpfel unter ihren Lidern zuckten, aber jetzt sieht sie mich wieder direkt an. Dieses Gut und Böse, das geht überhaupt nicht auf, sagt sie nun. Dass es von allem immer nur zwei Seiten gibt, es gibt nämlich so viel dazwischen.

Die Person, mit der ich hier sitze, im Graben neben der Straße, das ist jemand anders; dieselbe Hülle, aber gefüllt mit Empfindungen, die da gar nicht reinpassen. Ich weiß nicht, was ich denken soll, über sie, über Noah, über alles, aber dennoch sage ich, Noah macht sich nie Gedanken, über nichts, und du hattest recht damit, dass wir gar nicht ..., und da kommt ein Stück ihrer Wut zurück, aber diesmal schnellst sie in die andere Richtung, gegen sie selbst. Sie sagt, ich will keine verdammte Yoko Ono sein zwischen euch. Das bist du nicht, sage ich, vielleicht zu schnell.

Mugo steht jetzt auf. Ihr Gesicht ist voller Schmutz, ihre Beine, die Rückseite ihrer Jeans. Sie streift die Handflächen an ihren Oberschenkeln ab, ihre Finger ziehen braune Linien, dann nimmt sie den Rucksack hoch. Sie sagt, wenn ich ehrlich zu mir bin, dann bin ich darum auch noch hier: weil es hier wieder leicht ist, hier gibt es die Bösen, und ich bin bei den Guten, und es ist niemand da, der es kompliziert macht. Ich sage nichts, sondern weiche ein Stück zurück mit ein paar Schritten, ich brauche Abstand, Überblick, Draufsicht. Ich stehe im Graben, gleich hinter dem Transporter, und schaue Mugo dabei zu, wie sie zurück zu ihrem Roller geht, ihn anlässt und sich draufsetzt. Sie schaut noch einmal zurück zu mir, und kurz sieht es so aus, als würde sie noch etwas sagen, aber es ist nie so, wie es ..., und darum fährt sie einfach los ohne einen Satz, denn es ist ja alles gesagt worden; es ist, als wären gar keine Wörter mehr übrig.

Das Geräusch des Motors wird leiser, aber es verschwindet nicht ganz, es hallt in meinem Kopf wie ein Echo: Auch als nichts mehr zu hören ist, bleibt der Ton darin gefangen. Ich erinnere mich, wie ich in München mal auf die Straße gelaufen bin, ohne mich umzusehen, ohne zu warten, direkt vor ein Auto. Das Auto hat gebremst und die Autos dahinter auch, und hinter den Frontscheiben schüttelten die Menschen ihre Fäuste, aber dann ging es schnell weiter. Ich stand am Straßenrand, die Füße still, überall das Hämmern des Pulses, niit dem Wissen: Es ist etwas passiert. Ich konnte nicht sagen, was, es war mehr ein Gefühl dafür, eine Linie, fast überschritten, allgegenwärtig in jeder Faser.

Daran denke ich jetzt, während ich in der Dunkelheit stehe, das orange Licht der Laternen im Nacken. Es ist plötzlich so hässlich hier, die Brücke, der brüchige Straßenbelag, die Beschilderung aus Blech an der nächsten Kreuzung. Oft kann ich etwas finden in den hässlichen Dingen. Vor meinem Fenster in München sind die grauen Seile der Trambahn gespannt, und ich dachte erst, ich gewöhne mich nie an diese Schnüre in jeder Aussicht, aber dann kamen der Winter und das Eis, und dann gab es Funken, jedes Mal, wenn eine Tram vorbeifuhr, wie ein kleines Feuerwerk für mich allein.

Jetzt ist es anders, jetzt kann ich hier nichts anschauen, ich fühle mich stumpf, eigentlich bin ich gar nicht mehr da. Ich stolpere zurück zum Auto und lasse mich hineinfallen. Meine Kleider liegen noch immer als nasser Klumpen neben mir, also bleibe ich so, wie ich bin. Kurz lehne ich den Kopf gegen die Stütze, so schwer, so viel Gewicht, wie vor einer Woche, als Noah uns hierhergefahren hat, in meinem Kopf noch das Brummen des Rollers, aber sonst ist da nicht viel. Noah ist weg, Mugo ist weg, ich bin allein hier an diesem Ort und, wenn ich es genau betrachte, überall sonst eigentlich auch. Ich spüre das Gas und die Kupplung an meinen Fußsohlen. Ich starte den Wagen und fahre heim.

26) Die Ich-Person hat beschlossen, nach München zurückzukehren. Noah bleibt vorläufig bei seinen Eltern. Er gibt der Ich-Person die Schlüssel des Transporters, der ja gemietet war in München. Die Ich-Person muss noch tanken. So kommt es nochmals zu einem Treffen mit Mugo.

Lies das folgende Textfragment (S. 208-215). Markiere die wichtigsten Punkte im Gespräch.

S. 208-215

Ich steige aus und tanke, währenddessen lehne ich mich an den Transporter, wie es Mugo getan hat, die Stirn am Blech. Ich betrete den Laden, da sind nur wir zwei, niemand sonst. Sie schaut mich schon an, als ich noch draußen bin, ganz furchtlos, der Ernst sitzt ihr im Auge, und während ich auf sie zugehe, merke ich, dass sie recht hat, wieder einmal: Sie muss sich für nichts entschuldigen. Hallo, sage ich, als ich vor ihr stehe. Hallo, sagt sie und macht sonst nichts, als würde sie warten, was noch passiert, und als ich lächle, lächelt sie auch. Sie ist mir fremd auf eine Art, wie sie da so steht, aber nie konnte ich auf einen Blick mehr an ihr sehen.

Du bist die beste Person, die ich kenne, sage ich, denn es ist wahr. Sie schüttelt den Kopf, dass der Zopf hin und her schaukelt, der hinten aus der Kappe guckt. Das stimmt nicht, Martin, sagt sie. Doch, das stimmt, sage ich, und während ich das sage, merke ich, dass ich es leid bin, manche Dinge bloß zu denken. Ich will die Dinge aussprechen, ich will sie ausformen mit meinem Mund. Ich sage, bis vorgestern warst du etwas für mich, eine Actionfigur oder etwas anderes, das man sich ins Regal stellt und ansieht, über Jahre hinweg. Du warst auch vorher die beste Person, die ich kenne, aber die Gründe waren falsch.

Sie atmet ein, gleich wird sie wieder ausatmen, und dabei wird sie etwas antworten, aber ich bin schneller, dieses eine Mal, ich rede einfach weiter.

Ich sage, ich war bei Noahs Großeltern heute Mittag, und die haben eine Haustür aus kariertem Glas, und wenn man da durchsieht, dann bestehen die Menschen aus hunderten Pixeln, und eigentlich tun sie das immer, jederzeit. Das ist wie mit den Puzzleteilen in der Welt, es ist das Gleiche in den Menschen drin. Ich hab deine Pixel nicht gesehen, ich hab gedacht, du bist aus einem Stück gemacht, aus irgendeinem Material gegossen, das war falsch. Ich bin doch keine Statue, sagt sie und schnaubt hinten in der Nase. Ja, weil du eben viel mehr bist, sage ich schnell. Weil alle Menschen unendlich viele Teile haben, aber niemand hat so viele gute Teile wie du.

Das ist Quatsch, sagt sie, ich bin einfach nur gern wütend. Sie streicht mit der Hand über den Tresen, und wieder quietscht es, wie beim ersten Mal, als ich hier war. Ja, sage ich, diese ganzen Teile, das gehört alles zusammen, deine Wut und dein Widerstand aus den richtigen Gründen, und seit ich weiß, dass du nicht weiterweißt manchmal, seit diese ganzen Teile dazugekommen sind ... du hattest recht: Du warst eine Heilige für mich, eine richtige Mutter Gottes, ohne Makel und hässliche Flecken, das war meine Schuld. Ich war sauer am Freitag, aber das war dumm. Ist nur was kaputtgegangen, was es eh nie gab in Wirklichkeit.

Das war viel auf einmal, und Mugo ist es nicht gewohnt, so dazustehen und zuzuhören, aber dafür steht sie ziemlich still. Das ist schön, sagt sie. Und dann: Du bist sehr klug, weißt du das? Na ja, sage ich und schaue auf den Snackständer vor mir, weil ich nicht weiß, wohin sonst. Dann ist es kurz ruhig. Dann sagt sie, hey Martin, leiser als alles vorher, ich will mal was hören. Sag mal meinen Namen. Ich brauche eine winzige Sekunde, um zu verstehen, was sie meint. Maria, sage ich dann, und sie lacht.

Mit allen ihren Zähnen, sogar mit etwas Zahnfleisch - wunderschönes, glänzendes Zahnfleisch -, und es fühlt sich seltsam passend an. Es ist nur ein Name, bloß drei Silben, aber als ich sie ausspreche, wird mir etwas Wunderliches klar, etwas, über das ich nie nachgedacht habe bis zum letzten Treffen. Dass es nämlich Mugo schon gab, bevor ich sie das erste Mal gesehen habe, bevor sie mir ihre große Hand gegeben hat im Klassenzimmer. Das ist doch ein Wahnsinn: Ständig stelle ich mir Menschen vor, wie sie noch Kinder sind, aber bei ihr habe ich das nie getan. Ich habe mir nie bewusst gemacht, dass sie mal sehr klein war und einen Namen trug, den ihr jemand gegeben haben muss, der ihr abends Fischstäbchen gebraten hat, wenn sie vom Spielen nach Hause kam. Ich habe nie nach ihrem Vater gefragt, nie nach ihrem ersten Schultag, nie danach, von wem sie den Namen Mugo hat.

Trotzdem, sagt sie, wenn ich so gut wäre, dann wüsste ich jetzt, wohin und was tun mit meiner Zeit, und ich würde nicht an diesem Ort bleiben aus Angst, zu versagen. Ich hab ja nicht mit allem recht. Das stimmt, sage ich, und dabei denke ich an Noah, wie er die Tassenscherben aufklaubt, an seine warme Umarmung, an die weiche Hand meiner Mutter mit einer Tomate in der Mitte. Ich bleib aber dabei, sage ich, du hast mir alles beigebracht, also das Meiste, das Wichtigste, ich war sonst ganz wer anders.

Ach was, sagt sie, aber sie lächelt wieder. Doch, rufe ich, du warst so wild und so witzig und wie ganz viel Wetter auf einmal. Du hast mich so überrumpelt, ich wusste gar nicht, warum nicht jede Frau wie du sein kann, und selbst das hast du mir erklärt. Weißt du noch? Keine Ahnung, sagt Mugo. Du hast gesagt, dass Frauen unangepasst sein dürfen, aber nur manchmal und nur auf bestimmte Art. Du hast gesagt, das ist wie mit den Plus-Size-Models, das war eine Regel von dir, erinnerst du dich? Ach ja, sagt sie, und ihr Gesicht klart auf. Ich sage, die dürfen immer nur an bestimmten Stellen dick sein, und an den anderen sind sie weiter schmal und dünn, die Beine, der Bauch, und darum sind so wenige wie du, weil es anstrengend ist, an den falschen Stellen frech zu sein. Frech ist eins von den blöden Wörtern, sagt sie. Stimmt, sage ich.

Ich will, dass sie sich daran erinnert, ich will, dass sie hinter dem Tisch hervorkommt und erkennt, was sie für eine Bedeutung hat für mich, auch wenn sie nicht bei allem recht hatte, auch wenn ich selbst manchmal richtiglag in all dieser Zeit. Ich will, dass sie erkennt, dass ihre Pixel besonders sind und selten und in der Gesamtheit immer noch ein Wunderwerk an diesem Ort.

Ich kann nicht widerstehen. Die Vorstellung, jetzt mit ihr in den Transporter zu steigen, sie neben mir auf der Autobahn und vor uns die Strecke, diese Vorstellung ist trotz allem, was passiert ist, eine gute. Es gab mal eine Zeit, da war das alles, was ich wollte, und ein kleines, nein, ein mittelgroßes Stück von mir will das immer noch. Komm mit mir mit, sage ich. Ich fahre heute, jetzt gleich. Ich habe einen Platz frei und eine riesige Ladefläche.

Nein, sagt Mugo und schüttelt entschieden den dicken Zopf. Aber ich will nicht allein fahren. Am Ende des Tages bist du doch immer allein, sagt Mugo, und am Ende des Jahres und am Ende des Lebens sowieso. Ich sage, ja, aber mein Herz schlägt plötzlich hoch bis in mein Gesicht, drückt gegen meinen Kehlkopf und zertrümmert mein Nasenbein von hinten, wieder einmal. Mugo sagt, der Trick ist, keine Angst zu haben. Wenn man allein ist und merkt, dass das okay ist, dann passiert was. Was denn?, frage ich, obwohl ich fürchte, die Antwort nicht zu hören wegen des Pochens in meinem Kopf. Na, du bist unverwundbar, sagt Mugo und lächelt mit den Eckzähnen. Du bist wie ein Superheld mit einem Schutzanzug. Ich weiß nicht, sage ich, ich glaube, ich wäre einfach nur allein, denn obwohl ich mich so gut gefühlt habe den ganzen Tag, kommen doch die Zweifel wieder.

Es ist ja nicht so, dass du niemanden hast, fährt Mugo fort, da wird immer jemand sein, der dir die Hand auf den Rücken legt, wenn du das brauchst. Immer? Nicht immer, sagt sie, aber wenn es ganz schlimm ist, dann findet sich schon jemand. Ist dann eben nicht so wichtig, wer. Und wenn es jetzt jemand ist und in zwei Jahren jemand anders, dann ist das auch in Ordnung, weil - ich meine ja nur, am Ende ist man allein.

Das klingt aber traurig, sage ich. Vielleicht, sagt Mugo. Aber so lässt sich das alles aushaken. Wenn man sich selbst mag, nur dann. Ich mag mich selbst, sage ich und hebe dabei meine Stimme über das Klopfen im Kehlkopf, mittlerweile. Das ist gut, sagt sie und umklammert meinen kleinen Finger neben der Kasse, dann kommst du auch allein klar.

Ich streichle die Innenfläche ihrer Hand mit der Fingerspitze, ein winziger Kreis, ganz vorsichtig. Mugo hat recht, ein weiteres, ein letztes Mal. Ich werd schon von hier wegfahren, sagt sie aus ihrer alten Zuversicht heraus, sie ist wieder da, sie ist zurück. Aber wenn ich fahr, dann mit der Mittelrheinbahn.

Ich mag das, wie das Wort klingt, wenn sie es ausspricht; wie die einzelnen Silben verschwimmen, als hätten sie immer schon zusammengehört, als würden sie etwas Wunderbares bezeichnen. Wenn ich darüber nachdenke, dann habe ich bei jedem Menschen ein Wort, das ich gern höre. Ich mag, wenn mein Vater Interesse sagt, weil das bei ihm kein Zischen ist in der Mitte, sondern viel weicher als bei allen ändern, ich mag, wenn meine Mutter Ohrringe sagt, denn das klingt so voll und rund und dunkel, und bei Mugo ist es eben Mittelrheinbahn.

Gut, sage ich dann, als ich fertig gedacht habe, dann fahre ich jetzt allein. Ich ziehe meine Hand weg. Ich kann mich nicht erinnern, wann das das letzte Mal vorgekommen ist. Ich erinnere mich an das andere Gefühl, das Gefühl, wenn mir ein Finger entgleitet von ihr, ein Arm, die Schulter, aber das hier ist genau umgekehrt, und es fühlt sich passend an.

Ihre Hand liegt jetzt leer auf dem Tresen, es ist keine verlorene, keine zurückgelassene Hand, sondern einfach nur eine Hand, und ehe ich sie weiter ansehen kann, greift Mugo damit neben sich und legt mir eine Packung NicNacs hin. Immer noch?, fragt sie, wie zur Prüfung. Immer noch, sage ich und nicke, und dann stecke ich die Packung in meine Hosentasche. Ich zahle die Tankfüllung, weil wir gerade dabei sind. Wo fährst du denn jetzt hin?, fragt Mugo, denn auch sie spürt das: dass ich jetzt überallhin könnte. Der Tank ist voll, und es gibt niemanden, der auf mich wartet. Nach München, sage ich, erst aus Reflex, aber dann mit Sicherheit, denn das ist mein Ziel, das allererste Mal ist diese Stadt mein Ziel, nur meins. Hast du was vor?, fragt Mugo, und ich antworte, nein, gar nichts. Ich will einfach nur zurück. Okay, sagt Mugo, okay, sage ich; es ist kein richtiges Gespräch mehr, da ist bloß ein übermächtiges Einverständnis und das Bewusstsein, dass ich gleich fort bin, allein.

Ich kann dich nicht rausbringen, sagt Mugo, und sie hat recht damit: Sie arbeitet hier, und außerdem ist jetzt ein zweites Auto zwischen die Tanksäulen gefahren. Gleich wird hier jemand reinkommen und seine Geldkarte zücken, und alles hier wird kaputt sein, deswegen beeile ich mich. Besuchst du mich mal?, frage ich. Mugo sagt, mal sehen, aber dabei nickt sie mit dem Kopf, fast unmerklich. Ich spiegle die Bewegung, ich wippe auf und ab, und dabei denke ich, dass sie wieder so ungreifbar ist gerade wie eigentlich immer schon.

Ich überlege, noch etwas zu sagen, aber da betritt schon jemand den Laden, er ist groß und knickt die Knie nicht ein beim Laufen, und vor allem spürt er nichts von dem, was hier gewesen ist bis vor zwei, drei Sekunden. Sind Sie fertig?, fragt er mich, die Geldbörse schon in der Hand. Ja, sage ich schnell, und dann drehe ich mich um und verlasse den Raum, ohne mich umzusehen.

Als ich mich ins Auto setze, knistert die Packung mit den NicNacs in meiner Jeans. Ich fahre zurück auf die Landstraße.

In: Kristin Höller, *Schöner als überall*, S. 208-215
© Suhrkamp Verlag Berlin, 2019
ISBN 978-3-518-46995-8

27) Ist dies ein Happy End? Oder? Warum (nicht)?

Ja / Nein, denn

Nach dem Lesen

28)

a) 10 Jahre später! Fantasiere mal:

Was ist mit Mugo? Was mit der Ich-Person? Sind sie zusammen? Oder gerade nicht? Oder?

b) Dies steht im Vorwort zum Roman:

Es beginnt wie ein Roadmovie. Im gemieteten Transporter fahren Martin und sein bester Freund Noah über die Autobahn. Auf der Ladefläche der Speer der bronzenen Athene vom Münchner Königsplatz, Trophäe einer rauschhaften Sommernacht. Stunden später sind sie zurück an den Orten ihrer Kindheit: Die Spielstraßen, die Fenchelfelder, die Kiesgrube haben sie vor Jahren hinter sich gelassen. Auch Mugo ist zurück, die kluge, wütende Mugo, die immer vom Ausbruch aus der Provinz geträumt und Martin damit angesteckt hat. Sie wollte raus aus der Kleinstadt, aus dem Plattenbau mit Blick auf Einfamilienhäuser und Carports. Nun arbeitet sie an der Tankstelle am Ortseingang und will nichts mehr von Martin wissen. Sogar Noah wird ihm in der vertrauten Umgebung immer fremder. Auf sich allein gestellt, ist Martin gezwungen, das Verhältnis zur eigenen Herkunft zu überdenken.

Mit Witz und voller Wärme erzählt Kristin Höller in ihrem Romandebüt vom Erwachsenwerden: von der Verwundbarkeit, der Neugierde, der Liebe und der Wut, von großen Plänen und den Sackgassen, in denen sie oftmals enden. Sie erzählt von der Entschlossenheit der Mütter und dem Erwartungsdruck der Väter, vom Ende einer Freundschaft und der Schönheit von Regionalbahnhöfen. Existentiell, tröstlich, hinreißend.

Welche Elemente in diesem Vorwort erkennst du? Unterstreiche sie.

29) Kristin Höller hat richtig Aufsehen erregt mit ihrem ersten Roman. Das machen folgende ‚Pressestimmen‘ klar.

Lies sie durch. Wähle drei aus, die du richtig gut findest:

Pressestimmen (https://www.suhrkamp.de/buecher/schoener_als_ueberall-kristin_hoeller_46995.html)

»[Kristin Höller] gelingt es, ihr literarisches Talent immer wieder in großartigen Szenen mit witzigen Dialogen auszuspielen ... In der Suche nach Antworten auf die großen Fragen lässt sie ihre Figuren sehr zart und weise auch ihr Scheitern eingestehen.«

Antje Weber, Süddeutsche Zeitung

»Mit ihrem Debüt *Schöner als überall* hat Kristin Höller einen fulminanten Bloß-weg-hier-Roman vorgelegt.«

Anne Haeming, Spiegel Online

»In diesem Romandebüt steckt so viel Zartheit, Wahrheit und poetische Originalität, dass es viel mehr ist als nur ein charmantes Jugendbuch zum Knuddeln.«

Martin Halter, Frankfurter Allgemeine Zeitung

»Kristin Höller gelingt es, eine Coming of Age Geschichte aufzulegen, die den Nerv des Lesers trifft. ... Das Buch, oft zwischen Melancholie und bissigem Humor schwankend, zeichnet ein sehr anrührendes Bild des Alltagslebens.«

Ulf Engelmayer, StadtRadio Göttingen

»Mit Wortwitz, Wärme und einem Hang zu kleinteiligen Beobachtungen schreibt Kristin Höller, mit einem Herz für schillernde Details und dem ständigen Bemühen, selbst für absurde emotionale Regungen Worte zu finden.«

Wortgelüste

»Ein tolles Debüt in poetischer Sprache über Träume von Jugendlichen und ihren Weg in das wirkliche Leben.«

Birgit König, ekz.bibliotheksservice IN 2019/33

» ... poetisch mit höchst originellen Bildern und treibt allen Nostalgikern den Gedanken aus: Es führt kein Weg zurück.«

Stadtmagazin XAVER November 2019

»Existenziell, tröstlich, hinreißend.«

New Business 09/2019

»Die 24-jährige Journalistin und Studentin hat ein Debüt hingelegt, das begeistert.«

Rainer Glas, lesenswert

»Kristin Höller hat mit *Martin* einen greifbaren und lebendigen Charakter erschaffen, der den Leser mit seiner schüchternen und mitunter kindlichen Art zu berühren vermag. Man fiebert mit ihm mit und will ihn ermutigen, das Heft selbst in die Hand zu nehmen.«

Sebastian Riemann, belletristik-couch.de Oktober 2019

30) Über die Autorin.

[Suche im Internet Informationen über Kristin Höller:](#)